

Dem Sog der Globalisierung kann sich auch die Zeitgeschichte nicht entziehen, die Perspektiven auch auf die jüngere Vergangenheit weiten sich. Wichtige Inspirationen sind dabei, wie Benedikt Stuchtey in seiner Vermessung dieses wissenschaftlichen Terrains aufzeigt, aus der *New Imperial History* zu gewinnen. Die postkoloniale Blickveränderung, die Bewegung in die starre Sichtachse „Zentrum – Peripherie“ bringt, ermöglicht Einsichten in wechselseitige Prägungen und Abhängigkeiten und birgt somit ein innovatives Potenzial, das es auch für die Zeitgeschichte nutzbar zu machen gilt.

Benedikt Stuchtey

Zeitgeschichte und vergleichende Imperien-geschichte

Voraussetzungen und Wendepunkte in ihrer Beziehung

I. Einleitung

Wenige Forschungs-zweige der Neueren und Neuesten Geschichte haben in den letzten Jahren und Jahrzehnten – auch in Deutschland – einen derart starken Zuwachs zu verzeichnen gehabt wie die Geschichte des Kolonialismus und des Imperialismus.¹ Das gilt auch für die Globalgeschichte, wobei Historikerinnen und Historiker, die globalgeschichtlich arbeiten, in der Regel aus dem Kontext der Imperialgeschichte kommen, so wie etwa der im April 2015 verstorbene Christopher Bayly, der zu Indien forschte, oder der Afrikaspezialist Frederick Cooper. Beide Autoren gelten als intime Kenner der jeweiligen Kontinentalgeschichten und zugleich als Pioniere weltgeschichtlicher Gesamtdarstellungen.² Globalgeschichtliche Ansätze sind zumeist vor dem Hintergrund kolonial- und imperialgeschichtlicher Arbeiten entstanden. Wenn diesen von der breiten Öffentlichkeit sogar noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als ersteren, dann reflektiert das ein verbreitetes Empfinden, dass Imperien mitsamt ihrer historischen Herrschaftsansprüche nach wie vor ein auch für die Öffentlichkeit aktuelles Thema darstellen.³ Die in jüngster Zeit wieder aufgeflammete Debatte über den Völker-

¹ Vgl. Sebastian Conrad, *Rethinking German Colonialism in a Global Age*, in: *The Journal of Imperial and Commonwealth History* 41 (2013), S. 543–566; Geoff Eley, *Germany and Its Colonies. Margins and Metropole*, in: *WerkstattGeschichte* 55 (2011), S. 63–71, und David Ciarlo, *Globalizing German Colonialism*, in: *German History* 26 (2008), S. 285–298. Der vorliegende Aufsatz ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags in der Akademie der Wissenschaften in Moskau am 9. 7. 2015. Für ihre Korrekturvorschläge danke ich den anonymen Gutachterinnen und Gutachtern; gewidmet dem Andenken an meinen akademischen Lehrer Ernst Schulin (1929–2017).

² Vgl. Christopher A. Bayly, *The Birth of the Modern World, 1780–1914*, Oxford 2004, und Frederick Cooper, *Africa in the World. Capitalism, Empire, Nation-State*, Cambridge 2014.

³ Das spiegelt sich auch in Ausstellungen und ihren Begleitprogrammen, z. B. die vom Deutschen Historischen Museum Berlin organisierte Ausstellung „Deutsche Kolonialgeschichte“

mord an den Herero und Nama 1904 während der deutschen Kolonialherrschaft in Südwafrika bietet hierfür ein eindringliches Beispiel. Weder die Fragen der Entschädigungszahlungen noch einer offiziellen Entschuldigung bilden den eigentlich strittigen Punkt, sondern letztlich der erst 1948 durch die Völkerrechtskonvention geschaffene juristische Tatbestand des Völkermords. An der Tatsache des deutschen Ausrottungsfeldzugs ändert dies freilich nichts und ebenso wenig an der fortdauernden Aktualität dieses kolonialhistorischen Themas. Denn an ihm zeigt sich eine lange, epochenübergreifende Kontinuität jenseits akademisch gesetzter Zäsuren und in dieser Hinsicht das Ineinandergreifen kolonialgeschichtlicher und zeitgeschichtlicher Probleme. Imperiale Herrschaft als permanenten Zustand von Ausnahmen und Krisen zu begreifen, heißt, die „koloniale Situation“ trotz ihrer Brüche in erster Linie in ihrer Fortdauer zu verstehen.⁴

Globalhistorikerinnen und -historiker, die sich mit Themen wie Umweltfragen, unfreier Arbeit oder Epidemien befassen,⁵ werden diesen Befund bestätigen und die Globalisierungen als Prozesse der Verflechtung verstehen, die ohne die Bedingungen, die der Imperialismus geschaffen hat, so nicht denkbar wären. Um dieses Spannungsfeld in der Forschung wird es im Folgenden gehen, indem generelle Themen und Tendenzen so nachgezeichnet werden, dass daraus sowohl exklusive imperiale Strategien einzelner Reiche als auch übergreifende Muster in der Deutungsvielfalt, Vergleichbarkeit und Verflechtung der Imperien Geschichte abgeleitet und für die Zeitgeschichte nutzbar gemacht werden können. Die Berührungspunkte zwischen Zeitgeschichte und vergleichender Imperien Geschichte spielen dafür eine wichtige Rolle und besitzen das Potenzial, gegenseitig thematisch neue Positionen anzubieten. „Vielfalt“ lehnt sich dabei an den von Michael Hardt und Antonio Negri geprägten Begriff der *multitude* an, im Sinne einer Vielfalt von Wissens- und Verknüpfungsoptionen der modernen Imperien und ihrer Menschen.⁶ Dass die Kritik an der Kolonisation ebenso eine Kritik an der Dekolonisation sein konnte und nach dieser Lesart sein musste, steht auf dem gleichen Blatt. *Black Power* sollte auch als Antriebskraft verstanden werden, die Verschiedenartigkeit und Transnationalität der Unabhängigkeitsbewegungen auf den gemeinsamen Nenner ihrer operativen Umsetzbarkeit zu bringen. Es scheint, als müsse das Bedürfnis danach neu thematisiert werden, wenn einerseits die Deutungsversuche für die Geschichte des Kolonialismus und Imperialismus im-

(14. 10. 2016–4. 14. 5. 2017). Vgl. auch Jeremy Paxman, *Empire. What Ruling the World Did to the British*, London 2011.

⁴ Vgl. Georges Balandier, *La Situation Coloniale. Approche Théorique*, in: *Cahiers Internationaux de Sociologie* 11 (1951), S. 44–79.

⁵ Vgl. Joachim Radkau, *Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt*, München 2000; Michael Zeuske, *Handbuch Geschichte der Sklaverei. Eine Globalgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Berlin 2013; Cornelia Knab, *Plague Times. Scientific Internationalism and the Manchurian Plague of 1910/1911*, in: *Itinerario* 35 (2011), S. 87–105, und Mark Harrison, *A Global Perspective. Reframing the History of Health, Medicine, and Disease*, in: *Bulletin of the History of Medicine* 89 (2015), S. 639–688.

⁶ Vgl. Michael Hardt/Antonio Negri, *Multitude. War and Democracy in the Age of Empire*, London 2004.

mer vielfältiger werden, andererseits der Blick auf die koloniale Vergangenheit und ihre (musealen) Objekte zunehmend auf angebliche Authentizität reduziert wird. Es war nicht zuletzt der einflussreiche britische Intellektuelle Stuart Hall, der vor einem kulturwissenschaftlichen Puritanismus entschieden gewarnt und sich für Multikulturalismus und Multipolarität auch in geschichtswissenschaftlicher Hinsicht eingesetzt hat.⁷ Die Komplexität der Imperialgeschichte und die keineswegs auch nur annähernd endgültige Antwort auf die *debate about empire* darf, obwohl einige Autoren dafür plädieren,⁸ insofern nicht als erledigt geglaubt, sondern muss kontinuierlich weitergedacht werden.

In einem der ersten umfassenderen Versuche, dies methodisch zu erfassen und Globalisierungen längst vor Nationalstaat und Industriegesellschaft zu diagnostizieren, regte Antony G. Hopkins bereits vor 15 Jahren an, sich beispielsweise mit nicht-europäischen Netzwerken und ihren Akteuren zu beschäftigen. An Aktualität hat dieser Denkanstoß bis in die Gegenwart nichts eingebüßt.⁹ Imperialismus, Imperium, aber auch Dekolonisation sind damit sowohl wissenschaftliche als auch politische Konzepte – schuf das eine einige der Voraussetzungen der modernen Welt, so sind die anderen beiden Spiegelbilder und Ergebnisse ihrer historischen Bedingungen.¹⁰ Dies ist ein so interessantes Phänomen, weil die Kolonialreiche großteils seit einem halben Jahrhundert (im deutschen Fall seit einem ganzen) von der politischen Weltkarte verschwunden sind. Je deutlicher ihr Rückzug vollzogen ist, so scheint es, umso stärker funktionieren sie nach wie vor in der Vorstellungskraft, auch der wissenschaftlichen. Wenn in der Gegenwart der Nahe Osten, insbesondere Staaten wie zum Beispiel Syrien und der Irak, sich auch aufgrund der kriegerischen Einwirkungen vollkommen neu positionieren und formieren, dann entspricht das nicht zuletzt dem Versuch, hier die unter dem Vorzeichen der Dekolonisation errichtete regionale Ordnung zu revidieren.

Weil die Blickrichtung der europäischen Imperialismushistoriografie zuletzt vorwiegend auf die dominierenden europäischen Großmächte Großbritannien, Frankreich und Deutschland gezielt und nur gelegentlich auch nicht-europäische Kolonialmächte wie die USA oder Japan miteinbezogen hat,¹¹ ist ihr allerdings

⁷ Vgl. Angela McRobbie, Stuart Hall. *Cultural Studies and the Rise of Black and Asian British Art*, London 2016, und Madeleine Herren/Martin Rüesch/Christiane Sibille (Hrsg.), *Transcultural History. Theories, Methods, Sources*, Berlin 2012.

⁸ Vgl. Jeremy Black, *The British Empire. A History and a Debate*, Farnham 2015, hier S. 227–241.

⁹ Vgl. Antony G. Hopkins (Hrsg.), *Globalization in World History*, London 2002, und ders., *Back to the Future. From National History to Imperial Past*, in: *Past and Present* 164 (1999), S. 198–244.

¹⁰ Vgl. Linda Colley, *What is Imperial History Now?*, in: David Cannadine (Hrsg.), *What is History Now?*, Basingstoke 2002, S. 132–147, und Stephen Howe, *Introduction. New Imperial Histories*, in: Ders. (Hrsg.), *The New Imperial Histories Reader*, London/New York 2010, S. 1–20.

¹¹ Vgl. Jordan Sand, *Subaltern Imperialists. The New Historiography of the Japanese Empire*, in: *Past and Present* 225 (2014), S. 273–288; Ramon H. Myers/Mark R. Peattie (Hrsg.), *The Japanese Colonial Empire, 1895–1945*, Princeton 1984, und Paul A. Kramer, *Power and Con-*

mindestens zweierlei in hohem Maße entgangen: erstens die Beachtung kleiner Kolonialstaaten wie zum Beispiel Belgien,¹² und zweitens die Bedeutung der frühmodernen iberischen Reiche sowie der Niederlande für die atlantische Welt.¹³ Das portugiesische Reich mit seinem größten Besitz Brasilien und zahlreichen, über die gesamte Welt verteilten Stützpunktkolonien war ein ohne Zweifel globales, von der katholischen Mission der Jesuiten begleitetes Handelsimperium, das mit Hilfe des Silbers ökonomische Abhängigkeiten von Südamerika über Afrika bis zum Osmanischen Reich und nach China schuf.¹⁴ Mithin macht es sich die jüngste Forschung wieder angelegen, diese weltweiten Verflechtungen aufzudecken und dabei zugleich sich von früheren Sichtweisen zu lösen, die die moderne, seit den 1950er Jahren allmählich dekolonisierte Welt lediglich in der binären Beziehung zwischen den europäischen Nationalstaaten und ihren Imperien auf der einen Seite und den jüngst emanzipierten Staaten auf der anderen betrachtete. Im Unterschied dazu wird vor der Folie der vornehmlich anglo-amerikanischen *New Imperial History* dafür plädiert, die Kolonialreiche zwischen dem 16. und dem 20. Jahrhundert als Referenzrahmen für die europäische wie die nicht-europäische Geschichte insgesamt zu begreifen, als einen Bezug zwischen einer Vielzahl von „Metropolen“ und „Peripherien“, der seinerseits zu gleichen Teilen, aber selbstverständlich zu ungleichen Bedingungen in einem hierarchischen Herrschaftssystem die Verhältnisse der modernen Welt schuf, die heute noch bestimmend sind – eine Hierarchie im Übrigen, die zwangsläufig die Rationalität der Ungleichheit des Vergleichs reflektiert.¹⁵

Ursprünglich mit einem für die anglo-amerikanische Geschichtswissenschaft einzigartigen Schwerpunkt auf die *Eighteenth-Century Studies* versehen, hat sich die Forschung außerdem von einer Begrenzung auf diesen Zeitraum beziehungsweise vom „ersten“ Britischen Empire vor dem Einsetzen des viktorianischen Expansionismus emanzipiert, auch wenn die Arbeiten über das 18. Jahrhundert sicherlich einen unentbehrlichen initiierten Impuls gegeben haben.¹⁶ Dieser Impuls

nection. *Imperial Histories of the United States in the World*, in: *The American Historical Review* 116 (2011), S. 1348–1391.

¹² Vgl. Robert Raymond Ansiaux, *Early Belgian Colonial Efforts. The Long and Fateful Shadow of Leopold I.*, Arlington 2006, und Idesbald Goddeeris/Sindani E. Kiangu, *Congomania in Academia. Recent Historical Research on the Belgian Colonial Past*, in: *Low Countries Historical Review* 126 (2011), S. 54–74.

¹³ Vgl. John K. Thornton, *A Cultural History of the Atlantic World, 1250–1820*, Cambridge 2012.

¹⁴ Vgl. Malyn Newitt, *A History of Portuguese Overseas Expansion, 1400–1668*, London 2005; ders. (Hrsg.), *The Portuguese in West Africa, 1415–1670. A Documentary History*, Cambridge/New York 2010; Gabriel Paquette, *Imperial Portugal in the Age of Atlantic Revolutions. The Luso-Brazilian World, c. 1770–1850*, Cambridge 2013, und Francisco Bethencourt, *Dekonstruktion des imperialen Gedächtnisses. Literatur, Kunst und Geschichtsschreibung in Portugal*, in: *Mittelweg* 36 22 (2013), S. 55–63.

¹⁵ Vgl. John H. Elliott, *Empires of the Atlantic World. Britain and Spain in America, 1492–1830*, New Haven/London 2006, S. xvi–xviii.

¹⁶ Vgl. Kathleen Wilson (Hrsg.), *A New Imperial History. Culture, Identity, and Modernity in Britain and the Empire, 1660–1840*, Cambridge 2004, und Christopher A. Bayly, *The First*

manifestiert sich in verschiedenen Aspekten, ohne dass es jemals zu einem ausdrücklichen „Programm“ für die *New Imperial History* gekommen wäre: erstens der Hervorhebung der Kulturgeschichte gegenüber der Politik- und der Wirtschaftsgeschichte, die schließlich auch der Geschichte des Rassismus viel Platz einräumt; zweitens der Bedeutung des Raums und der Grenzüberschreitung, ob von Ideen, Epidemien oder durch Migrationen, drittens der Verflechtung von nationaler und imperialer Geschichte. Aber muss sich dieses Deutungsmuster nicht der Kritik ausgesetzt sehen, Imperialismus und Imperien zu enthistorisieren und die analytische Prägekraft spezifischer Imperien und ihrer individuellen Eigenschaften, da, wo sie nur begrenzt vergleichbar sind, zu verwischen? So waren Brüche wie in Frankreich unvermeidlich, Blockadeversuche gegenüber der *New Imperial History* wie in den Niederlanden nicht ohne weiteres zu erwarten, aber auch nicht so leicht zu überwinden.¹⁷ Es wurden zu gleicher Zeit Themenfelder vernachlässigt, die in anderen Gebieten der Geschichtsschreibung hohes Ansehen genießen, was erwartungsgemäß manche, auch strittige Debatten über den Standort der Imperialismusforschung hervorgerufen hat.¹⁸ Mit dem Konzept der (lebensweltlichen) Verflechtungen innerhalb und außerhalb eines Imperiums treten die Hauptforderungen der *New Imperial History*, die Spannung zwischen „Zentrum“ und „Peripherie“ zu überwinden und beide in das gleiche analytische Untersuchungsfeld zu stellen, auf. Daran schließt sich an, dieses nicht nur jenseits des Nationalstaats, sondern in trans-imperialer Absicht insbesondere jenseits eines einzelnen Imperiums zu definieren. Und damit geht das Plädoyer einher, nicht eine einzige, für die Expansion verantwortliche und treibende Kraft, sondern multiple Systeme, Prozesse, Lebensentwürfe und sogar Vorstellungswelten zu identifizieren. Dies wird nachfolgend in drei Schritten – Entwicklungen, Themen, Perspektiven – untersucht, woran sich ein zusammenfassendes Fazit anschließt.

II. Entwicklungen

Die Dynamik der Kolonial- und Imperialhistoriografie drückt sich vielgestaltig aus. Dokumentationen wie die preisgekrönte zweiteilige Sendung der BBC von 2015, die in Zusammenarbeit mit dem University College London produziert wurde, über die Entschädigungszahlungen an ehemalige Sklavenhalter im viktoriana-

Age of Global Imperialism, c. 1760–1830, in: *The Journal of Imperial and Commonwealth Studies* 26 (1998), S. 28–47.

¹⁷ Vgl. Nicolas Bancel/Pascal Blanchard/Sandrine Lemaire, *La fracture coloniale. Une crise française*, in: Pascal Blanchard/Nicolas Bancel/Sandrine Lemaire (Hrsg.), *La fracture coloniale. La société française au prisme de l'héritage colonial*, Paris 2005, S. 9–31, und Remco Raben, *A New Dutch Imperial History? Perambulations in a Prospective Field*, in: *Low Countries Historical Review* 128 (2013), S. 5–30.

¹⁸ Vgl. Maurice Vaisse/Robert Tombs (Hrsg.), *L'Histoire coloniale en débat en France et en Grande-Bretagne*, Brüssel 2010, und Jean-Frédéric Schaub, *La catégorie „études coloniales“ est-elle indispensable?*, in: *Annales. Histoire, Sciences sociales* 63 (2008), S. 625–646.

nischen England für den „Verlust ihres Eigentums“, sind ein großer Erfolg.¹⁹ Es hat sich damit ein Trend umgekehrt, der anfänglich so nicht vorhersehbar gewesen war. Noch in den 1960er und frühen 1970er Jahren beschäftigten sich – vor dem Hintergrund der Dekolonisation – vornehmlich ehemalige Kolonialbeamte mit der Geschichte einzelner Kolonien, in denen sie tätig gewesen waren, beziehungsweise mit dem Kolonialreich als Ganzem, dem sie gedient hatten und in dem sie von Station zu Station gewechselt waren. Auch militärisches und zum Teil das den Missionsgesellschaften angehörige Personal zählte dazu. In ihren Augen bildeten die Kolonien die Herrschaftsräume der Kolonisierenden, aber nicht die Lebensbereiche der Kolonisierten ab. Die lokale Bevölkerung wurde wenig bis gar nicht in die Narrative integriert, während der Schwerpunkt insbesondere auf Administration und Militär gelegt wurde, um die Fähigkeit und Bereitschaft zur Gewährleistung von Sicherheit zu signalisieren.²⁰ Deren Begriff ist traditionell noch vornehmlich staatszentriert definiert. Historiografiegeschichtlich betrachtet hatten diese Praktiker ihrer jeweiligen Weltreiche seit jeher die Mehrheit derer gestellt, die historische Darstellungen verfassten und die Bevölkerung in den Metropolen Europas mit Faktenwissen versorgten. Das ist von den Reisebeschreibungen einzelner Abenteurer, aber auch Forschungsreisender zu unterscheiden, auch wenn beide der Grundtenor einer *white identity* verbunden hat, der seinerseits im Zeichen der Dekolonisation und der *Subaltern Studies* massiv destabilisiert und erschüttert wurde.²¹

Grundsätzlich ist diesen die Überzeugung zu eigen, dass Kolonialismus, Imperialismus und Dekolonisation als die Geschichten von Macht und Herrschaft formativ die Geschichte von Gewalt in jeglicher Form inklusive Rassismus darstellen. Es konnte dies auch psychische Gewalt sein, wie sie die Briten zum Beispiel gegen Aufständische in Malaysia und Kenia anwandten, denn psychologisches Wissen kam in der Abwehr des lokalen Anti-Kolonialismus insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg umfassend zur Geltung.²² So wenig die Gewaltmethoden sich trennen lassen, so problematisch kann es sein, wenn in Überblicksdarstellungen die Unterschiede geschliffen, die Kontingenzen eingeebnet und die Geschichten derjenigen Menschen, die unterdrückt und ausgebeutet wurden, unterbelichtet werden. Die Kritik daran ist ungebrochen geblieben. Für die *Subaltern Studies* und ihren anti-kolonialen Nationalismus gilt dies umso mehr, weil sie ihre nationale

¹⁹ Vgl. Catherine Hall u. a., *Legacies of British Slave-Ownership. Colonial Slavery and the Formation of Victorian Britain*, Cambridge 2014, und Catherine Hall/Nicholas Draper/Keith McClelland (Hrsg.), *Emancipation and the Remaking of the British Imperial World*. Manchester 2014, sowie die Homepage www.ucl.ac.uk/lbs/ [28.2.2017].

²⁰ Vgl. James Hevia, *The Imperial Security State. British Colonial Knowledge and Empire-Building in Asia*, Cambridge 2012; Martin Thomas, *Fight or Flight. Britain, France, and their Roads from Empire*, Oxford/New York 2014, und Mandy Banton (Hrsg.), *Administering the Empire, 1801–1968. A Guide to the Records of the Colonial Office in the National Archives of the UK*, London 2008.

²¹ Vgl. Philippa Levine u. a. (Hrsg.), *The Rise and Fall of Modern Empires*, 4 Bde., Farnham 2013, und Philippa Levine/John Marriott (Hrsg.), *The Ashgate Research Companion to Modern Imperial Histories*, Abingdon 2012.

²² Vgl. Erik Linstrum, *Ruling Minds. Psychology in the British Empire*, Cambridge 2016.

Vergangenheit in die Bezüge des anfangs lokalen Widerstands über das überregionale postkoloniale *nation-building* bis schließlich zur globalen Solidarität der ehemals unterdrückten Völker stellen. Damit hatten sie sich von der marxistischen Geschichtswissenschaft emanzipiert, indem sie deren Teleologie und Sozialstrukturalismus zu überwinden halfen und die Augen dafür öffneten, dass Armut, Hunger, unfreie Arbeit und Migration globalhistorische Probleme waren und sind.²³

Nun hat sich die Bezeichnung der *New Imperial History*, die zunächst auf den anglo-amerikanischen Forschungskontext zugeschnitten gewesen ist, auch allmählich in anderen westeuropäischen Ländern sowie in Japan durchgesetzt.²⁴ Das betrifft insbesondere die Arbeiten zum 19. und 20. Jahrhundert, weniger dagegen die niederländische, spanische und portugiesische Forschung, die sich traditionell stärker den frühneuzeitlichen Kolonialismen zuwendet. Für die deutsche aber ist sie attraktiv, weil sich auch für das deutsche, wenngleich nur kurze Zeit bestehende und räumlich überschaubare Kolonialreich nachweisen lässt, dass es die angeblich zielgerichtete, vom „Zentrum“ auf die „Peripherie“ orientierte Leitlinie einer Bildung des Kolonialreichs nicht gegeben haben kann. Es gab allein schon deshalb keinen „Masterplan“, weil vielfältige Beziehungen zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten bestanden, die sich kaum mit einer in Berlin zentralisierten Politik der offiziell gesteuerten Herrschaftskontrolle vereinbaren ließen, und weil überdies zahlreiche Verflechtungen mit anderen Imperien nachweisbar sind. Insofern wäre die deutsche Kolonialgeschichte in der europäischen angekommen und beschriebe weniger eine gesonderte Rolle als eine im europäischen Vergleich intensive Verzahnung mit ähnlichen historischen Prozessen.²⁵ Sich anbietende Vergleichsparameter wären zum Beispiel die imperiale Propaganda und ihre Staatsnähe, die ohne Zweifel starke Rolle der Monarchie, Fragen von Sicherheits- und Unsicherheitswahrnehmungen im Kontext kolonialer Herrschaft in europäischen und nicht-europäischen Räumen,²⁶ oder die Bedeutung, die die staatliche Einheit als eine Voraussetzung für die koloniale Expansion besaß – ein Aspekt, der außer der deutschen insbesondere die italienische Kolonialgeschichte berührt.²⁷ Daran anschließend stellt sich hier die Frage, was das spezifisch Euro-

²³ Vgl. Bill Schwarz, *Conquerors of Truth. Reflections on Postcolonial Theory*, in: Ders. (Hrsg.), *The Expansion of England. Race, Ethnicity and Cultural History*, London 1996, S. 9–30, und Andrew S. Thompson, *Writing Imperial Histories*, Manchester 2013.

²⁴ Vgl. Hélène Blais/Florence Deprest/Pièrre Singaravélou (Hrsg.), *Territoires impériaux. Une histoire spatiale du fait colonial*, Paris 2011; Robert Thomas Tierney, *Tropics of Savagery. The Culture of Japanese Empire in Comparative Frame*, Berkeley 2011, und Sand, *Subaltern Imperialists*, S. 285–287.

²⁵ Vgl. John M. MacKenzie (Hrsg.), *European Empires and the People. Popular Responses to Imperialism in France, Britain, the Netherlands, Belgium, Germany and Italy*, Manchester/New York 2011, und Bernard Porter, *Popular Imperialism. Broadening the Context*, in: *The Journal of Imperial and Commonwealth History* 39 (2011), S. 833–845.

²⁶ Vgl. Stephen Foose/Florian Neiske, Tagungsbericht. Security and Empire. Mechanics of Securitization in Imperial Spaces, 16. 3. 2016–18. 3. 2016, Marburg, in: *H-Soz-Kult*, 16. 6. 2016; URL: www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6563 [28. 2. 2017].

²⁷ Vgl. Nicola Labanca, *Storia dell'espansionismo coloniale italiano*, Bologna 2002; Giancarlo Monina, *Il consenso coloniale. Le Società geografiche e l'Istituto coloniale italiano (1896–*

päische der europäischen Expansion gewesen ist und wie es bis in die Gegenwart wirkt – und wo die nicht-europäischen Schnitt- und Anschlussstellen zu finden sind.²⁸ Jedenfalls wäre es beispielsweise zukünftig wichtig zu erkunden, inwieweit informelle imperiale Einflussmöglichkeiten jenseits formeller Grenzen der europäischen Imperien zur Geltung kamen und in welchen Räumen Transfers stattfanden.

Seit 1998 der wegweisende Band von Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox und Susanne Zantop erschienen ist, wurde überdies erstmals eine „imperiale Imagination“ adressiert und damit auf den kulturellen Einfluss des Kolonialismus auf die deutsche Gesellschaft gezielt.²⁹ Dabei ging der Imperialität der Vorstellungswelten deren nationaler, beispielsweise der britische und der italienische Erfahrungsraum voraus.³⁰ Ihr Reiz liegt nicht zuletzt darin, dass akademische Epochenzäsuren und verdichtete, konstruierte Phasen wie jene des „Zeitalters des Hochimperialismus“, des „Kaiserreichs“ oder der „Zwischenkriegsepoche“ gegenüber der langen Dauer struktureller, transepochealer Entwicklungen ihre Erstrangigkeit verlieren.

Man denke etwa, erstens, an ein rassistisches und zahlreiche exotistische und orientalistische Stereotypen bedienendes Beispiel aus der Werbewelt der Schokolade, den „Sarotti-Mohr“, der erstmals im August 1918 als Reklamefigur benutzt wurde und nach dem Zweiten Weltkrieg zu den bekanntesten Werbemotiven der Bundesrepublik zählte, bis er schließlich im Jahr 2004 von der Firma Stollwerck, mittlerweile der Rechteeigentümerin der Marke Sarotti, ersetzt wurde.³¹ Dies ist auch ein Kapitel deutscher Unternehmensgeschichte einer Firma, die seit 1852 in Berlin, zeitweise in der Mohrenstraße im Stadtteil Mitte, ansässig war, sowie außerdem ein Kapitel deutscher Kulturgeschichte, in dem die imperiale Vergangenheit fest verankert ist.

Als zweites Beispiel können die von Carl Hagenbeck 1875 ins Leben gerufenen, „Völkerschauen“ angeführt werden – „Ausstellungen“ von Menschen aus Afrika

1914), Rom 2002, und Andrea Ungari, *New Italian Nationalism*, in: Lawrence Rosenthal/Vesna Rodic (Hrsg.), *The New Nationalism and the First World War*, Basingstoke 2015, S. 47–64.

²⁸ Vgl. Wolfgang Reinhard, *Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015*, München 2016, und Jörn Leonhard, *Comparison, Transfer and Entanglement, or: How to Write Modern European History Today?*, in: *Journal of Modern European History* 14 (2016), S. 149–163.

²⁹ Vgl. Sara Friedrichsmeyer/Sara Lennox/Susanne Zantop (Hrsg.), *The Imperialist Imagination. German Colonialism and Its Legacy*, Ann Arbor 1998, und Birthe Kundrus (Hrsg.), *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt a. M. 2003.

³⁰ Vgl. Theodore Koditschek, *Liberalism, Imperialism, and the Historical Imagination. Nineteenth-Century Visions of a Greater Britain*, Cambridge 2011; Nalini Ghuman, *Resonances of the Raj. India in the English Musical Imagination, 1897–1947*, Oxford 2014; Geoff Eley, *Empire by Land or Sea? Germany's Imperial Imaginary, 1840–1945*, in: Bradley Naranch/Geoff Eley (Hrsg.), *German Colonialism in a Global Age*, Durham 2014, S. 19–45, und Roberta Pergher, *Impero immaginato, impero vissuto. Recenti sviluppi nella storiografia del colonialismo italiano*, in: *Ricerche di Storia Politica* 10 (2007), S. 53–66.

³¹ Vgl. Rita Gudermann/Bernhard Wulff, *Der Sarotti-Mohr. Die bewegte Geschichte einer Werbefigur*, Berlin 2004.

und Asien, die bis in die späten 1930er Jahre ein breites Publikum in Deutschland begeisterten und zur Kontinuität von Kolonialphantasien maßgeblich beitrugen.³² Hagenbeck war im Kaiserreich ein entscheidender Impulsgeber für die Gründung von Zoologischen Gärten gewesen.³³ Er hatte darüber hinaus und auf diesem Weg Natur- und Tierforschung nicht nur popularisiert, sondern auch einer breiten Öffentlichkeit die Gegenwärtigkeit kolonialer Bilder nahegebracht. Dies konnte man als eine Kombination aus Exotismus und Herrschaftsinszenierung verstehen, mit der den europäischen Besuchern von Zoos eine Projektionsfläche des „Fremden“ beziehungsweise des „Anderen“ geboten wurde, um die Imagination von einer angeblich paradiesischen, von Menschenhand unberührten, empfindlichen und deshalb besonders schützenswerten Welt anzuregen – eine idealisierte und zeitkritische Gegenfolie zur „zivilisierten“, aber auch industrialisierten Welt. Zunächst in illustrierten Zeitschriften transportiert, erlangten diese Bilder eine erneute Beliebtheit in der jungen Bundesrepublik, als der erste Direktor des gleich nach dem Zweiten Weltkrieg wieder eröffneten Frankfurter Zoos, Bernhard Grzimek, seine berühmten Dokumentarfilme „Kein Platz für wilde Tiere“ und „Serengeti darf nicht sterben“ drehte und Afrika gleichsam in die deutschen Wohnzimmer der 1950er Jahre projizierte. Was in den „Völkerschauen“ des Kaiserreichs die „edlen Wilden“ waren, ersetzten die vom Aussterben bedrohten „wilden Tiere“ in den Tierfilmen der Bundesrepublik.³⁴ Ob dabei die postfaschistische Gesellschaft zu einer neokolonialen wurde, bliebe zu debattieren, und inwieweit Natur- und Artenschutz dieser Zeit Traditionsbestände der späteren Umweltschutzbewegung vorwegnahmen, ist eine interessante Fragestellung.³⁵

Jedenfalls würden auch hier Kontinuitäten über ansonsten lieb gewonnene Epochenzäsuren des 20. Jahrhunderts gespannt. Trotz der Dekolonisation als der allmählichen Aufgabe der „westlichen“ formellen Herrschaft über Menschen in der nicht-europäischen Welt wurde, so lautet das Argument, mit Hilfe des nur vermeintlich unpolitischen Tierschutzes ein Moment der kolonialen Herrschaft weiterhin in europäischen Händen gehalten – die Zivilisierungsmission hatte ihrer imperialen Aufmerksamkeit lediglich ein anderes Thema geschenkt. Darüber änderte sich zwangsläufig die Blickrichtung – eine der wichtigsten Etappen der jüngeren zeithistorischen Empireforschung: Nicht mehr primär von Europa oder Deutschland aus in die Welt, sondern umgekehrt, ebenfalls von nicht-europäischen Außenansichten aus den Blick auf Europa beziehungsweise Deutschland zu werfen. Dem liegt das Verständnis zugrunde, dass die europäische Welt grund-

³² Vgl. Anne Dreesbach, *Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in Deutschland 1870–1940*, Frankfurt a. M. 2005, und Pascal Blanchard u. a., *Zoos humains. De la Vénus hottentote aux reality shows*, Paris 2002.

³³ Vgl. Nigel Rothfels, *Savages and Beasts. The Birth of the Modern Zoo*, Baltimore 2002.

³⁴ Vgl. Urs Bitterli, *Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“*. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, München 1991.

³⁵ Vgl. Jens Ivo Engels, *Von der Sorge um die Tiere zur Sorge um die Umwelt. Tiersendungen als Umweltpolitik in Westdeutschland zwischen 1950 und 1980*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 43 (2003), S. 297–323.

sätzlich von den Kräften der nicht-europäischen Welt mitbestimmt wurde und koloniale Expansion und Globalisierung in synchronen wie diachronen Entwicklungsdynamiken standen.

III. Themen

Lässt sich globalisierungskritisch von kolonialen Persistenzen sprechen, so hat sich das Konzept der *New Imperial History* in erster Linie als ein kulturelles und als Gegengewicht zu einer vornehmlich politik-, diplomatie- und wirtschaftsgeschichtlich zentrierten Sicht sowie gegen eine Fokussierung auf die „großen Mächte“ verbreitet. In theoretischer Hinsicht stark von poststrukturalistischem und postkolonialem Denken beeinflusst, geht die *New Imperial History* davon aus, dass die Kolonialreiche bis in die Gegenwart auf die europäischen Gesellschaften einen außerordentlich nachhaltigen Einfluss besitzen. Auch Umweltgeschichte, Naturschutz, Jagd, Geschichte von „unten“, beispielsweise Emigranten, Sklaven, Zwangsarbeiter, Gender-Studien, Feminismus, Diskurstheorien, die Beziehungen zwischen Wissen und Macht, das Fortbestehen rassistischer Stereotype nach der Überwindung formaler kolonialer Herrschaft, die Einflüsse nicht-europäischer Kulturen auf Europa, europäische Kulturrezeptionen, literarische Theorien des Postkolonialismus, als deren Vertreter Homi Bhabha und Gayatri Chakravorti Spivak zu nennen sind, eine neue Ideengeschichte im Zeichen der *Cambridge History* von Quentin Skinner und vieles mehr – das alles verdeutlicht eine enge Vernetzung zwischen den Geschichts-, Literatur- und Kulturwissenschaften und die Anbindung an die Linguistik und Anthropologie, das heißt die Selbstverständlichkeit nicht nur transnationaler, sondern auch interdisziplinärer Arbeit.³⁶ Besonders anschaulich wird sie überdies in der Geschichte materieller Kultur, in der Erfassung historisch relevanter Objekte und im Anschluss an Neil MacGregors großen Erfolg in der gegenseitigen Bezugnahme von Gegenständen und Räumen.³⁷ Wer sich überdies den nationalen sowie imperialen Vorstellungswelten von Zeit und Zeitverständnis im globalen Zusammenhang nähern will, wird beispielsweise die islamischen Kalender berücksichtigen müssen. Dabei musste die der Gegenwart für Arbeiten, Reisen, auch die Wahrnehmung religiöser Praktiken selbstverständliche, globale Standardisierung der Zeit erst einmal erfunden und erstritten werden – ein ebenso langwieriger Prozess wie die Durchsetzung des metrischen Systems. Hierin spiegelten sich internationale politische und ökonomische Hie-

³⁶ Vgl. Bernhard Gissibl, *The Nature of German Imperialism. Hunting and the Conservation of Wildlife in Colonial Tanzania*, Oxford/New York 2014, und Carsten Gräbel, *Die Erforschung der Kolonien. Expeditionen und koloniale Wissenskultur deutscher Geographen, 1884–1919*, Bielefeld 2015.

³⁷ Vgl. Neil MacGregor, *A History of the World in 100 Objects*, London 2010; Jerry Brotton, *A History of the World in Twelve Maps*, London 2012; Robin D. Jones, *Interiors of Empire. Objects, Space and Identity Within the Indian Subcontinent, c. 1800–1947*, Manchester 2007, und Dianne Lawrence, *Genteel Women. Empire and Domestic Material Culture, 1840–1910*, Manchester 2012.

rarchien, die Ungleichheiten bekräftigten.³⁸ Unangefochten war dieser Prozess selbstverständlich nicht. Im Britischen Empire bildeten sich immer wieder verschiedenste Protestformen, bei denen etwa öffentliche Turmuhren willkürlich zerstört wurden, um den Widerstand gegen die 1884 in Greenwich festgelegte, „imperiale“ Standardzeit zu manifestieren. Denn wer die Zeit kolonisierte, kolonisierte und disziplinierte auch die Menschen, die in ihr lebten. Anarchisten in Europa schlossen sich dem an, wenn sie Symbole von Zeit und Raum attackierten, die in ihren Augen die Internationalisierung einiger weniger Großmächte symbolisierten.³⁹

Auch wenn die Bezeichnung von *Imperial History Wars* etwas übertrieben zu sein scheint, trifft sie insofern den Kern, als dass es um mehr als theoretische Grundsatzeinstellungen geht.⁴⁰ Wichtige methodisch innovative Ansätze sind zuletzt aus der Rechtsgeschichte gekommen.⁴¹ Auch die verstärkte Aufmerksamkeit für Rechtssysteme innerhalb eines von den Siedlungskolonien geschaffenen Raums bestätigt diese Tendenz,⁴² ebenso diejenige für internationales Recht und Völkerrecht im Zusammenhang von Imperien, inklusive den diese gefährdenden Faktoren (Piraterie, Epidemien und so weiter) in historischer vergleichender Langzeitperspektive.⁴³ Aber welche Vergleichsfolien bieten sich an?

Vergleichsfolien: Obwohl nicht unumstritten, wird man von einer gewissen Konkurrenzlosigkeit des britischen Empire und des russischen Imperiums im langen 19. Jahrhundert ausgehen können. Letzten Endes zählte doch die bloße Größe der imperialen Expansion, die das *British Empire* etwa im Vergleich zu den belgischen und niederländischen Kolonialreichen mit einem einzigartigen globalen Netzwerk von Handelswegen, Kommunikations- und Wissensaustauschmöglich-

³⁸ Vgl. Vanessa Ogle, *The Global Transformation of Time, 1870–1950*, Cambridge 2015.

³⁹ Vgl. Giordano Nanni, *The Colonisation of Time. Ritual, Routine, and Resistance in the British Empire*, Manchester 2013.

⁴⁰ Vgl. Dane Kennedy, *The Imperial History Wars*, in: *Journal of British Studies* 54 (2015), S. 5–22; Angela Woollacott, *Making Empire Visible or Making Colonialism Visible? The Struggle for the British Imperial Past*, in: *British Scholar* 1 (2009), S. 155–165, und Bill Schwarz, *Memories of Empire*, Bd. 1: *The White Man's World*, Oxford/New York 2011.

⁴¹ Vgl. Alexander Green, *Expanding Law's Empire. Interpretivism, Morality and the Value of Legality*, in: *European Journal of Legal Studies* 4 (2011), S. 121–150; Jonathan Morgan, *Law's British Empire*, in: *Oxford Journal of Legal Studies* 22 (2002), S. 729–746; Mark Hickford, *Lords of the Land. Indigenous Property Rights and the Jurisprudence of Empire*, Oxford 2011, und Ralf Schlottau, *Deutsche Kolonialrechtspflege. Strafrecht und Strafmacht in den deutschen Schutzgebieten 1884 bis 1914*, Frankfurt a. M. 2007.

⁴² Vgl. Zoe Laidlaw, *Breaking Britannia's Bounds? Law, Settlers, and Space in Britain's Imperial Historiography*, in: *Historical Journal* 55 (2012), S. 807–830, und Verena Steller, *The „Rule of Law“ in British India, or a Rule of Lawyers? Indian Barristers vs the Colonial State*, in: *Comparativ* 24 (2014), S. 78–98.

⁴³ Vgl. Benedikt Stuchtey, *Freiheit und Gesetz. Über Völkerrecht und Verfassung im Britischen Empire*, in: Gabriele Schneider (Hrsg.), *Verfassung und Völkerrecht in der Verfassungsgeschichte. Interdependenzen zwischen internationaler Ordnung und Verfassungsordnung*, Berlin 2015, S. 115–135; Michael Kempe, *Fluch der Weltmeere. Piraterie, Völkerrecht und internationale Beziehungen 1500–1900*, Frankfurt a. M. 2010, und Lauren Benton, *A Search for Sovereignty. Law and Geography in European Empires, 1400–1900*, Cambridge 2009.

keiten sowie strategischen Stützpunkten ausstattete. Die Größe zählte insofern,⁴⁴ als sie sich in der Selbstbeschreibung als Empire wiederfindet, was etwa in Darstellungen der niederländischen Expansion vergeblich zu suchen wäre. Die Herstellung eines dichten sozialen Kommunikationsnetzwerks, ob durch die *Royal Navy* auf den Weltmeeren oder die Eisenbahn im Zarenreich, trug nicht nur zur Mobilität und Strukturierung der räumlichen Ordnung bei – inbegriffen ihrer Verletzbarkeit durch Piraten oder durch einen Bombenanschlag wie auf den Zug des Zaren 1879 –, sondern überdies zu dem Selbstverständnis einer sich als Teil der „Zivilisierungsmission“ begreifenden, modernen technischen und um Beschleunigung der Prozesse und Informationen bemühten Infrastruktur.⁴⁵ Nach ihrem Baubeginn 1891, beförderte die Transsibirische Eisenbahn zwischen 1906 und 1914 ungefähr fünf Millionen Menschen. Die Ausdehnung in den zentralasiatischen Raum, zugleich der Entschluss Alexanders II., 1867 Alaska an die USA zu verkaufen, war der verbreiteten Ansicht geschuldet, sowohl Europa als auch Asien zuzugehören. Indem die autokratische Dynastie der Romanows ihren Unterworfenen Karrieremöglichkeiten im Militär und in der Verwaltung anbot, integrierte sie parallel zu höfischer Patronage und Intrige eine kleine Elite leichter und flexibler, als dies anderen europäischen Imperialmächten möglich gewesen wäre.⁴⁶

Gleichwohl lässt sich von keinem Kolonialreich in der europäischen Geschichte, allenfalls mit Einschränkungen dem französischen,⁴⁷ in gleicher Qualität wie vom britischen behaupten, ein genuines und mit der Nationalgeschichte eng verwobenes gewesen zu sein. Bis in unsere Zeit hat die Strahlkraft einer „imperialen Imagination“ und ihres historischen Vermächtnisses in Großbritannien weniger nachgelassen als in irgendeinem europäischen Vergleichsfall und findet die Erinnerung an die vergangene globale Bedeutung zwar ein höchst gespaltenes Echo, aber umgekehrt wird sie auch nicht verdrängt – weder in ihren politischen, gesellschaftlichen noch militärischen historischen Bezügen. Aus diesem Grund spielt das Britische Empire als Vergleichsfolie eine zentrale Rolle, das spanische Kolonialreich des 19. und 20. Jahrhunderts hingegen nicht. Im Unterschied zum Deutschen Reich oder den Niederlanden besaß Großbritannien nicht lediglich ein Kolonialreich, sondern es war eines und konnte seine staatliche und kulturelle Identität grundsätzlich aus seiner kolonialen Expansion herleiten. Auch hier greift nochmals der Begriff der „Imagination“, den Catherine Hall als führende

⁴⁴ Vgl. Angelika Epple, Die Größe zählt! Aber wie? Globalgeschichte zwischen großen Synthesen, Skeptizismus und neuem Empirismus, in: Neue Politische Literatur 59 (2014), S. 409–436.

⁴⁵ Vgl. Arthur Herman, To Rule the Waves. How the British Navy Shaped the Modern World, London 2005; Julia Angster, Erdbeeren und Piraten. Die Royal Navy und die Ordnung der Welt 1770–1860, Göttingen 2012; Frithjof Benjamin Schenk, Russlands Fahrt in die Moderne. Mobilität und sozialer Raum im Eisenbahnzeitalter, Stuttgart 2014; Roland Wenzlhuemer, Connecting the Nineteenth-Century World. The Telegraph and Globalization, Cambridge/New York 2012, und Simone M. Müller, Wiring the World. The Social and Cultural Creation of Global Telegraph Networks, Columbia 2016.

⁴⁶ Vgl. Simon Sebag Montefiore, The Romanovs 1613–1918, London 2016.

⁴⁷ Vgl. Robert Aldrich, The French Overseas Empire and Its Contemporary Legacy, in: European History Quarterly 40 (2010), S. 97–108.

Vertreterin der *New Imperial History* auf das viktorianische Empire bezogen hat, der sich aber nur mit Vorsicht auf europäische Parallelen übertragen lässt.⁴⁸ Dies wird unter anderem damit begründet werden können, dass die anglo-amerikanische Forschung sich der engen Wechselwirkung von Nation und Expansion früher angenommen hat als ihr europäisches Pendant.⁴⁹

Trotz ihrer langen Geschichte gilt für die niederländische Expansion, dass ein ernsthaftes Bewusstsein für die Kolonien erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt wurde. Bis dahin war sie weniger prominent und erfüllte noch nicht die ihr später zugeordnete Aufgabe der Formierung und Stärkung einer nationalen Identität. Eine Debatte, wie sie Bernard Porters polemische Schrift „The Absent-Minded Imperialists“ 2004 ausgelöst hat, wird sich schwerlich in anderen „metropolitanen“ wie „peripheren“ Handlungsräumen finden lassen, solange die nachhaltige Existenz einer „imperialen Kultur“ nicht grundsätzlich nachgewiesen ist. Was in Großbritannien zu einem Disput über das Wesen und den Einfluss des Empire auf die britischen Inseln geführt hat,⁵⁰ wäre für die Niederlande oder das Deutsche Kaiserreich in dieser Form kaum nachvollziehbar, es sei denn, man würde einer Tendenz gegenwärtiger deutscher Historiografie nachgeben, die die Relevanz der deutschen Kolonien im international vergleichenden Zusammenhang etwas überschätzt. Angemessener scheint es zu sein, Rabens Plädoyer zu folgen und einen internationalisierten Diskurs über die verschiedenen Kulturen der Imperien verstärkt zu betreiben.⁵¹

Auch in Frankreich wird die Einrichtung einer kolonialen Kultur erst auf die Zeit nach dem Deutsch-Französischen Krieg datiert;⁵² und bis zu dem Zeitpunkt, als sie ihm entzogen wurde, akklamierte König Leopold II. die Verantwortung für den Kongo als alleinige der Krone, jedenfalls nicht des belgischen Staats. Im Kaiserreich beschränkte sich der imperiale Enthusiasmus bis in die 1880er Jahre zunächst auf die militärischen, kulturellen und akademischen Eliten, Friedrich Fabri berühmte Frage sollte noch lange in den Reichstagsdebatten mitschwingen,⁵³ und Carl Peters gelang es nur mühsam, politische und finanzielle Unterstützung für seine Afrikapläne zu erhalten, bevor das Reich 1891 die Verwaltung übernahm.⁵⁴ Für die Einigung der britischen Inseln und für die Staatswerdung Groß-

⁴⁸ Vgl. Catherine Hall, *Civilising Subjects. Metropole and Colony in the English Imagination 1830–1867*, Cambridge 2002.

⁴⁹ Vgl. Andrew Thompson, *The Empire Strikes Back. The Impact of Imperialism on Britain from the Mid-Nineteenth Century*, Harlow 2005.

⁵⁰ Vgl. Bernard Porter, *The Absent-Minded Imperialists. Empire, Society, and Culture in Britain*, Oxford 2004. Eine Rezension des Buchs lieferte u. a. Antoinette Burton, in: *Victorian Studies* 47 (2005), S. 626–628.

⁵¹ Vgl. Raben, *New Dutch Imperial History*, S. 23.

⁵² Vgl. Pascal Blanchard/Sandrine Lemaire, *Avant propos. La constitution d'une culture coloniale en France*, in: Dies. (Hrsg.), *Culture Coloniale. La France conquise par son empire, 1871–1931*, Paris 2003, S. 5–39.

⁵³ Vgl. Friedrich Fabri, *Bedarf Deutschland der Kolonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung*, Gotha 1879.

⁵⁴ Vgl. Arne Perras, *Carl Peters and German Imperialism 1856–1918. A Political Biography*, Oxford/New York 2004, und Sebastian Conrad, *Deutsche Kolonialgeschichte*, München 2012,

britanniens seit dem späten 17. Jahrhundert war das Selbstverständnis, eine koloniale Macht zu sein, demgegenüber ein zentraler Faktor. Zeitgenossen nahmen dies zwar nicht so wahr wie beispielsweise John Hobson, der die Psychologie des Jingoismus mit der Neuartigkeit dieses bis dahin angeblich unbritischen Phänomens erklärte, oder Lord Meath, der wenig später den *Empire Day* unter dem Motto *One King, One Flag, One Navy* erfand, um am 24. Mai, den Geburtstag Königin Viktorias, einmal jährlich das gesamte Empire auf eine emotionale Verbundenheit einzuschwören, deren Verblassen er befürchtete.⁵⁵

Aber keine andere europäische, zugleich weltweit agierende Nation hatte Kolonien, beispielsweise Malta, Zypern, Gibraltar, in Europa⁵⁶ – eine häufig unterschätzte Tatsache –, und für Großbritannien war auch der Begriff Empire längst nicht mit so vielen (widersprüchlichen) Bedeutungsinhalten besetzt wie zum Beispiel für Frankreich, das seinerseits Algerien seit 1870 als eine französische Provinz betrachtete. Wer die Geschichte des Imperialismus studiert, kann dies an kaum einem Beispiel empirisch wie theoretisch so reichhaltig tun wie am britischen, denn das Britische Empire umfasste alle Formen kolonialer Herrschaft. Im Gegensatz dazu folgte beispielsweise das niederländische Kolonialreich vorwiegend Handelsinteressen; Siedlungskolonien im Format Kenias oder Rhodesiens hatte es dagegen nicht, und auch das niederländische Südafrika war im strengen Sinne noch keine. Müßig aber wäre es, über die Bedeutung geografischer Nähe zu spekulieren: Frankreich und seine bedeutendste Siedlungskolonie Algerien trennt das Mittelmeer, doch was wäre gewesen, hätte die koloniale Gewalt in Rhodesiens derartig nah vor der britischen Küste stattgefunden wie im Fall Irlands? Nähe und Distanz sind jedenfalls keine primären Faktoren in der Einschätzung, wie sich ein Imperium manifestierte – es konnte über Menschen (Emigration, Missionen), Waren (Tee, Kakao, Baumwolle), Ideen (Orientalismus), Wissen (Geografie, Tropenmedizin) und vieles mehr Räume konstruieren beziehungsweise diese überwinden, wenn imperiale Grenzen keine Rolle spielten. Pluralistische Perspektiven, mithin die oben angedeutete, aber nicht krisenlose und unumstrittene Vielfalt, sind eine Konsequenz.

Pluralismus: Der Vielzahl der Deutungsversuche⁵⁷ steht ein Gegenstand gegenüber, der heute auf wenige überseeische Besitzungen wie die Bermuda- und die Falklandinseln reduziert ist. Synthesen scheinen daher dringlicher denn je. Zu

S. 31.

⁵⁵ Vgl. John A. Hobson, *The Psychology of Jingoism*, London 1901, und *The Earl of Meath/M. H. Cornwall Legh/Edith Jackson, Our Empire. Past and Present*, London 1901.

⁵⁶ Vgl. Robert Holland, *Blue-Water Empire. The British in the Mediterranean since 1800*, London 2013.

⁵⁷ Vgl. Philippa Levine (Hrsg.), *Gender and Empire*, Oxford/New York 2004; Philip D. Morgan/Sean Hawkins (Hrsg.), *Black Experience and the Empire*, Oxford/New York 2004; William Beinart/Lotte Hughes (Hrsg.), *Environment and Empire*, Oxford/New York 2007, und Marjory Harper/Stephen Constantine (Hrsg.), *Migration and Empire*, Oxford/New York, 2010.

Recht ist die *Oxford History of the British Empire*⁵⁸ dafür gerühmt worden, eine Vorbildfunktion dahingehend übernommen zu haben, dass sie das Entstehen und den Niedergang eines Imperiums nicht als einen teleologischen Prozess in universalgeschichtlicher Absicht begreift und in eine *Master narrative* fasst und sich deshalb auch nicht auf die in Westminster und Whitehall betriebene Politik beschränkt, sondern dass sie vielmehr das Wesen des Empire zu gleichen Teilen von einer Vielzahl von „Zentren“ wie „Peripherien“ bestimmt sieht und ständige Verlagerungen seiner Schwerpunkte in diesem weltweiten Netzwerk berücksichtigt. Zugleich hat sie nach ihrer Veröffentlichung zu einer verstärkten Aufmerksamkeit für Gender, *class* und *race* geführt, auch weil sie diese Aspekte zu wenig beachtete.⁵⁹ Wer das Empire als ein Netzwerk von „crossroads regions“ auffasste,⁶⁰ konnte es ohne die eindimensionalen und konstruierten Bezüge zwischen „Mutterland“ und „Kolonien“ denken und es wie John Darwin in seiner fulminanten Studie als ein „world-system“ begreifen,⁶¹ dem freilich die Vorstellung von einer angeblichen „Britishness“ vorgeschaltet wurde, die nicht unwidersprochen bleiben konnte.⁶² Die Dezentralisierung des Empire bedeutete nicht die „Provinzialisierung“⁶³ der „Metropolen“. Sie bedeutete vielmehr die Akzeptanz multipler „Zentren“, die in ihren jeweiligen Eigenbedeutungen Mittelpunkte neuer Bewegungen waren, so wie ursprünglich die Britischen Inseln Ausgangspunkte der Migration dargestellt und eine weltweite Diaspora produziert hatten.

Allerdings wird Darwin sich nicht den Vorwurf moralischer Indifferenz machen lassen wollen, wenn er in Anwendung seines Begriffs „chaotic pluralism“⁶⁴ Verantwortlichkeiten für die Folgen imperialer Herrschaft nicht genau beim Namen nennt oder wenn er anstelle des unpräziseren Empire-Begriffs von einem „world-system“ spricht, das sich der britische Imperialismus schuf und in dem er

⁵⁸ Vgl. William Roger Louis (Hrsg.), *The Oxford History of the British Empire*, 5 Bde., Oxford/New York 1998–1999. Die fünf Einzelbände wurden je von einem oder mehreren anderen Herausgebern veröffentlicht.

⁵⁹ Vgl. Elizabeth Buettner, *Empire Families. Britons and Late Imperial India*, Oxford 2004; Philip Howell, *Geographies of Regulation. Policing Prostitution in Nineteenth-Century Britain and the Empire*, Cambridge 2009; Durba Ghosh, *Sex and the Family in Colonial India. The Making of Empire*, Cambridge 2006, und Tony Ballantyne, *The Changing Shape of the Modern British Empire and Its Historiography*, in: *The Historical Journal* 53 (2010), S. 429–452, hier S. 434f.

⁶⁰ Vgl. Jerry H. Bentley/Sanjay Subrahmanyam/Merry E. Wiesner-Hanks, *The Cambridge World History*, Bd. 6: *The Construction of a Global World, 1400–1800 CE*, Teil 1: *Foundations*, Cambridge 2015, S. 345–444.

⁶¹ Vgl. John Darwin, *The Empire Project. The Rise and Fall of the British World-System, 1830–1970*, Cambridge 2009, und ders., *Unfinished Empire. The Global Expansion of Britain*, London 2012.

⁶² Vgl. Saul Dubow, *How British was the British World? The Case of South Africa*, in: *The Journal of Imperial and Commonwealth History* 37 (2009), S. 1–27.

⁶³ Vgl. Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2007.

⁶⁴ Darwin, *Empire Project*, S. 3.

aufging.⁶⁵ „Pluralism“ beziehungsweise Vielfalt ist danach als Gegenentwurf zu einem monolithischen Empire-Verständnis aufzufassen, welches sich allein schon deshalb verbietet, weil es nicht mit dem globalen Rahmen, in dem das Empire sich befand und hierin eine *Anglo-World* oder *British World* formulierte, auf einen Nenner gebracht werden könnte. Vielfalt als Konzept ist eine Antwort auf die Herausforderung der Imperialismusforschung, Kolonialismus, Imperialismus und Dekolonisation in transnationalen, transepochnen und vergleichenden Bezügen denken zu müssen – worunter der Bezug der europäischen Kolonialmächte mit den nicht-europäischen Kolonien lediglich einer von zahlreichen ist.⁶⁶ Je stärker zum Beispiel die Anti-Sklaverei-Bewegung über die klassischen Bezugsstellen des Britischen Empire hinausging und der evangelikale Humanitarismus zu einer weltweiten Angelegenheit wurde,⁶⁷ umso deutlicher lassen sich Rückwirkungen und Einflüsse der missionarischen Gesellschaften auf das europäische Bewusstsein, in einer zunehmend globalen Welt zu leben, nachzeichnen, etwa in der Presse, in den Wissenschaften, in den Künsten und in der Literatur.⁶⁸ Dem jüngst wieder viel beachteten Konzept der imperialen Biografien trägt diese Fragestellung Rechnung, indem es Imperien als transnationale Gebilde begreift, die Netze beziehungsweise Netzwerke vielfältigster Lebenswelten zur Verfügung stellten und mit Hilfe dieser Verbindungen überhaupt imperiale Kultur definierten.⁶⁹ Man

⁶⁵ Vgl. Antoinette Burton, Introduction. Empire of the Book, in: *Journal of British Studies* 54 (2015), S. 971–997, hier S. 995 f. Es handelt sich um die Rubrik „Roundtable“: „Imperial History by the Book. A Roundtable on John Darwin’s *The Empire Project*“. Vgl. auch Bill Schwarz, *An Unsentimental Education. John Darwin’s Empire*, in: *The Journal of Imperial and Commonwealth History* 43 (2015), S. 125–144.

⁶⁶ Vgl. Gary B. Magee/Andrew S. Thompson, *Empire and Globalisation. Networks of People, Goods and Capital in the British World, c. 1850–1914*, Cambridge 2010.

⁶⁷ Vgl. Elizabeth Harvey, „Layered Networks“. Imperial Philanthropy in Birmingham and Sydney, 1860–1914, in: *The Journal of Imperial and Commonwealth History* 41 (2013), S. 120–142; Alan Lester/Fae Dussart, *Colonization and the Origins of Humanitarian Governance. Protecting Aborigines across the Nineteenth-Century British Empire*, Cambridge 2014; Johannes Paulmann (Hrsg.), *Dilemmas of Humanitarian Aid in the Twentieth Century*, Oxford 2015, und Fabian Klose (Hrsg.), *The Emergence of Humanitarian Intervention. Ideas and Practice from the Nineteenth Century to the Present*, Cambridge 2015.

⁶⁸ Vgl. Catherine Hall/Sonya Rose, *At Home with the Empire. Metropolitan Culture and the Imperial World*, Cambridge 2006.

⁶⁹ Vgl. Benedikt Stuchtey, *Der Charakter, die Herrschaft, das Wissen. Begegnungen im Zeitalter der Imperien*, Berlin 2016; Desley Deacon/Penny Russell/Angela Woollacott (Hrsg.), *Transnational Lives. Biographies of Global Modernity, 1700–present*, London 2010; Tony Ballantyne/Antoinette Burton (Hrsg.), *Moving Subjects. Gender, Mobility, and Intimacy in an Age of Global Empire*, Urbana/Chicago 2009; Clare Anderson, *Subaltern Lives. Biographies of Colonialism in the Indian Ocean World, 1790–1920*, Cambridge 2012; David Lambert, *Reflections on the Concept of Imperial Biographies. The British Case*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), S. 22–41; ders./Alan Lester (Hrsg.), *Colonial Lives across the British Empire. Imperial Careering in the Long Nineteenth Century*, Cambridge 2006; Rajesh Rai/Peter Reeves (Hrsg.), *The South Asian Diaspora. Transnational Networks and Changing Identities*, London 2009, und Benjamin N. Lawrance/Emily Lynn Osborn/Richard L. Roberts (Hrsg.), *Intermediaries. Interpreters and Clerks. African Employers in the Making of Colonial Africa*, Madison 2006.

wird von einem noch nicht ausreichend erforschten *biographical turn* der transnationalen Geschichte und ihrer Transfers sprechen können.⁷⁰

So annähernd unbeschränkt das Britische Empire seit ungefähr 1800 in seinen Wirkungszusammenhängen aufgestellt war, so bietet sich doch immer wieder auch eine Frage nach dem Vergleich, Transfer und den Verflechtungen mit anderen Imperialismen an – seien sie so alt wie der niederländische oder so vergleichsweise jung wie der deutsche, italienische oder der japanische. Es liegt nahe, die Geschichte des Imperialismus und allemal diejenige in der Phase bis einschließlich der Dekolonisation in ihrer Pluralität zu verstehen – und zwar nicht als ein Nebeneinander, sondern als Prozess der Überschneidungen europäischer und nicht-europäischer Dynamiken der kolonialen Expansion und der anti-kolonialen Nationalisierungen. Insofern bildete auch die *British World* keinen in sich geschlossenen und undurchdringlichen Raum, der ausschließlich den Mitgliedern des Britischen Empire vorbehalten geblieben wäre, ganz zu schweigen von anderen westeuropäischen Kolonialreichen, die sich diese Exklusivität allein aufgrund ihrer Größe nicht hätten erlauben können. Eine Ausnahme wird wohl freilich die militärische Sicherheitspolitik dargestellt haben.⁷¹

Wie die Vereinigte Ostindische Kompanie der Niederländer bewies, wie die Netzwerke der Exilanten in ihren unterschiedlichen Diasporas illustrierten, und wie beispielsweise international agierende Reedereien, etwa die holländische *Kongsi Tiga* in der Zwischenkriegszeit fürchteten, ihre Kontrolle über das indonesische Meer an anti-imperiale, pan-islamische religiöse Netzwerke zu verlieren, waren Handel, Informationsaustausch, Sklaverei, Zwangsarbeit und Personen- und Warentransfer (neben vielem anderen) längst keine binnenimperialen Angelegenheiten mehr, sondern zu interimperialen geworden.⁷² Man könnte ergänzen: zu interkontinentalen. Als zum Beispiel 1865 im westlichen Saudi-Arabien, im Hedschas, eine Cholera-Epidemie über 10.000 Tote forderte, erkannten die britischen Autoritäten, dass sie die Pilgerbewegungen zwischen dem indischen, arabischen und europäischen Raum Richtung Mekka nicht mit Hilfe von Quarantänen eindämmen konnten, wollten sie nicht Rebellionen herausfordern. Pilger, mit einem Wort, waren und sind sinnbildlich für die interkontinentale Bewegung, Vielfalt und deren Gefahren sowie Potenziale.⁷³

Einen Quellenbegriff der britischen Debatte aufgreifend,⁷⁴ ist jüngst auch eingehender die deutsche Diaspora behandelt worden, die sich beispielhaft unter den Formationen von Politik, Religion und Sprache darstellen lässt. Weit über das

⁷⁰ Vgl. Malte Rolf, Einführung. Imperiale Biographien. Lebenswege imperialer Akteure in Groß- und Kolonialreichen (1850–1918), in: *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), S. 5–21.

⁷¹ Vgl. John C. Mitcham, *Race and Imperial Defence in the British World, 1870–1914*, Cambridge 2016.

⁷² Vgl. Kris Alexanderson, „A Dark State of Affairs“. Hajj Networks, Pan-Islamism, and Dutch Colonial Surveillance During the Interwar Period, in: *Journal of Social History* 47 (2014), S. 1021–1041.

⁷³ Vgl. John Slight, *The British Empire and the Hajj, 1865–1956*, Cambridge 2015.

⁷⁴ Vgl. Charles Wentworth Dilke, *Problems of Greater Britain*, 2 Bde., London 1890, und Charles Prestwood Lucas, *Greater Rome and Greater Britain*, Oxford 1912.

eigentliche deutsche Kolonialreich hinausgehend, wirkte beispielsweise der Schulunterricht in ambivalenter Weise: Einerseits sollte er eine politische und kulturelle Konformität sowohl unter den deutschen Migranten als auch der mit ihnen in Berührung stehenden lokalen Bevölkerung herstellen, um sie ideologisch passgenau auf ihre Rückkehr respektive ihre Einwanderung in das Deutsche Kaiserreich vorzubereiten. Andererseits hatte eben dieser Unterricht nicht selten die Genese einer transnationalen Germanophobie zur Folge, wohl auch, weil er den Prozess der sozialen Inklusion und Exklusion in der Diaspora nicht minder einschneidend vollzog als dies der Fall in der „Metropole“ war. Insofern hatte der wilhelminische Kulturprotestantismus zu einer Elitisierung auch in der kolonialen beziehungsweise nicht-kolonialen „Peripherie“ beigetragen.⁷⁵ Was dies jedoch zur Folge haben konnte, zeichnete sich in den interkulturellen ebenso wie interimperialen Kontakten ab. Zum Beispiel arbeiteten Missionare und Wissenschaftler selten im Dienst nur eines einzigen Kolonialreichs. Mithin realisierten sie in der kolonialen Praxis, was Cooper und Ann Laura Stoler in ihrem mittlerweile klassischen Aufsatz *imperial interconnections* genannt haben, das heißt das Errichten globaler Netzwerke „jenseits der Imperien“.⁷⁶ Auf der Grundlage der imperialen Wechselwirkungen entwickelte sich nach dem Ersten Weltkrieg eine Vielzahl internationaler Initiativen, ob religiöser, politischer, sportlicher oder kultureller Natur. Die internationalen Netzwerke und Kooperationen, die daraus erwachsen, bildeten eine Voraussetzung für das Entstehen internationaler „Nicht-regierungsorganisationen“ sowie für Verbindungen von Pazifisten, Akademikern, Sportlern, humanitären Aktivisten und vieler mehr.⁷⁷ Die Bedeutung der Sportgeschichte für die Imperialgeschichte leitet sich unter anderem daraus ab, wie sich am Beispiel des französischen Kolonialreichs gut zeigen lässt.⁷⁸

IV. Perspektiven

Daraus ergibt sich als eine Forderung, die Imperien nicht länger isoliert voneinander zu untersuchen, sondern analog Jane Burbank und Cooper „imperial intersections“ zu beleuchten, die auf interimperiale Konkurrenzen, aber auch Ko-

⁷⁵ Vgl. Stefan Manz, *Constructing a German Diaspora. The „Greater German Empire“, 1871–1914*, New York 2014.

⁷⁶ Ann Laura Stoler/Frederick Cooper, *Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda*, in: Frederick Cooper/Ann Laura Stoler (Hrsg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley/Los Angeles/London 1997, S. 1–56, hier S. 33–35.

⁷⁷ Vgl. Daniel Gorman, *The Emergence of International Society in the 1920s*, Cambridge 2014; Madeleine Herren, *Internationale Organisationen seit 1865. Eine Globalgeschichte der internationalen Ordnung*, Darmstadt 2009; dies. (Hrsg.), *Networking the International System. Global Histories of International Organizations*, Heidelberg u. a. 2014, und Casper Sylvest, *British Liberal Internationalism, 1880–1930. Making Progress?*, Manchester 2009.

⁷⁸ Vgl. Philippe Liotard, *Sport, mémoire coloniale et enjeux identitaires*, in: Blanchard/Bancel/Lemaire (Hrsg.), *La fracture coloniale*, S. 231–240; Driss Abbassi, *Le sport dans l’empire français. Un instrument de domination coloniale?*, in: *Outre-mers* 96 (2009), S. 5–15.

operationsmöglichkeiten hinausliefen.⁷⁹ Für die Phase der Dekolonisation im 20. Jahrhundert und generell den Niedergang von Imperien ist dies besonders wichtig.⁸⁰ Löste man sich auf diesem Weg von einer staatsorientierten Perspektive auf die konfliktreiche Rivalität der politischen Institutionen, wären alternative Schneisen zu schlagen: so zum Beispiel die Frage nach der Erosion der Imperien als Konsequenz der relativ kurzfristigen Aktivierung ethnischer Nationalismen nach dem Ersten Weltkrieg. Andere Fragen zielen auf die ebenfalls kurzfristig mobilisierbare Sprengkraft des Religiösen in den „Peripherien“ und die Bindekraft der Staatsreligion als autoritärem imperialen Herrschaftsmittel im „Zentrum“, versinnbildlicht beispielsweise in der St. Paul's Cathedral in London oder im Petersdom in Rom. Diese religiöse Bedeutung zu unterschätzen, hieße, gleichfalls eine maßgebliche Säule des Imperium Romanum nicht angemessen zu bewerten, nämlich den augustinischen Glauben an die göttliche Fügungsgewalt der römischen Expansion. Auch aus diesem Grund bildete Rom fortwährend einen unverzichtbaren Bezugspunkt bis in die jüngere Gegenwart.⁸¹

Hieraus speiste sich eine ideengeschichtliche Kontinuität über die kolonialen und auch über die post-kolonialen Traditionsbestände hinaus. Die jüngst in der Londoner Tate Britain gezeigte Ausstellung *Artist and Empire* versinnbildlicht diese Kontinuität sehr anschaulich, indem sie an die Verbindung von Kunst, Religion, Expansion und Handel erinnert. Dass sie in einem prominenten Gebäude präsentiert wird, das selbst seine Existenz dem mit Sklaverei erworbenen Reichtum aus dem karibischen Zuckerhandel verdankt, ist nicht ohne feine Ambivalenz.⁸² Die Botschaften der Ausstellung sind mehrere, doch darunter ist die eine besonders relevant: Weniges hat die historische sowie die erwartungsvolle Imagination von der Expansion so bewegt wie die Religiosität, obwohl dies aus heutiger Perspektive betrachtet wie Hypokrisie erscheint.⁸³ Nicht zuletzt hat diese sich in den sich auch in ihrer Spiritualität begreifenden Monarchen selbst gespiegelt, die als stets stabilisierende Faktoren für ihre jeweiligen Imperialismen gelten können – sei es als König oder Kaiser, Zar, Tenno oder als Sultan.⁸⁴

Im Unterschied dazu hatte die Forschung sich bislang eher von der Aussicht leiten lassen, Weltreiche unterlägen langfristigen, individuellen imperialen Entstehungs- wie Zerfallsprozessen und seien aus diesem Grund zwar in eine Abfolge

⁷⁹ Vgl. Jane Burbank/Frederick Cooper, *Empires in World History. Power and the Politics of Difference*, Princeton/Oxford 2010.

⁸⁰ Vgl. Patrice Gueniffey/Thierry Lentz (Hrsg.), *La Fin des Empires*, Paris 2016.

⁸¹ Vgl. Sophie Mills, *Roman Imperialism. Critics and Aspirants*, in: Dexter Hoyos (Hrsg.), *A Companion to Roman Imperialism*, Leiden 2013, S. 333–345.

⁸² Vgl. Alison Smith/David Blayney Brown/Carol Jacobi (Hrsg.), *Artist and Empire. Facing Britain's Imperial Past*, London 2016.

⁸³ Vgl. Stewart J. Brown, *Providence and Empire. Religion, Politics, and Society in the United Kingdom, 1815–1914*, London 2008; Hilary M. Carey (Hrsg.), *Empires of Religion*, Basingstoke 2008; dies., *God's Empire. Religion and Colonialism in the British World, c. 1801–1908*, Cambridge 2011, und J. P. Daughton, *An Empire Divided. Religion, Republicanism, and the Making of French Colonialism, 1880–1914*, Oxford 2006.

⁸⁴ Vgl. Robert Aldrich/Cindy McCreery (Hrsg.), *Crowns and Colonies. European Monarchies and Overseas Empires*, Manchester 2016.

zu stellen, jedoch schwerlich miteinander in Interaktionen zu setzen.⁸⁵ Nimmt man demgegenüber eine vergleichende Perspektive ein, wie dies in den vergangenen Jahren exemplarisch von Burbank und Cooper sowie Karen Barkey mit Blick auf ost- und westeuropäische Imperien, insbesondere das Russische Reich und das Osmanische Reich getan worden ist, so wird die Schwierigkeit der Terminologie offenbar.⁸⁶ Bereits die Nationalisierungsdynamiken, denen sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Beispiel das Britische Empire in Indien, das französische Kolonialreich in Algerien, das russische Imperium in Polen mit einer dort sich durchaus als multinational definierenden Machtelite sowie das Osmanische Reich in Armenien ausgesetzt sahen, waren höchst unterschiedlich, und entsprechend reagierten die Imperien mit höchst unterschiedlichen Handlungsalternativen bis hin zu Genoziden.⁸⁷ Bekannt ist das Beispiel von Angola, Mosambik und Guinea – Portugals äußerst schwieriger Abschied von seinem Kolonialreich.⁸⁸ So wie im 16. Jahrhundert die afrikanische Königin Nzinga von Ndongo und Matamba lange Zeit dem Vordringen portugiesischer Sklavenhändler, die Arbeitskräfte für die brasilianischen Zuckerplantagen suchten, Widerstand leisten konnte und in der Verfolgung ihrer eigenen Machtpolitik niederländische und portugiesische ökonomische Interessen vor allem in der 1576 gegründeten Kolonialstadt Luanda gegeneinander auszuspielen vermochte, so machiavellistisch und unter extrem flexibler Nutzung wechselnder Allianzen agierte ebenfalls Angolas Revolutionsführer Agostinho Neto. Ob im Bündnis mit Che Guevara, Fidel Castro oder Erich Honecker: die Karibik und die DDR waren eingebunden in eine als weltweit verstandene revolutionäre Bewegung, an der sich seit 1956 auch die „Volksbewegung zur Befreiung Angolas“ beteiligte. Als Neto 1975 nach einem Militärputsch die Unabhängigkeit Angolas verkündete, war erst ein Jahr zuvor die Diktatur António Salazars in Portugal gestürzt worden.⁸⁹ Aufs Engste waren hier die politische Dik-

⁸⁵ Vgl. Michael Gehler/Robert Rollinger (Hrsg.), *Imperien und Reiche in der Weltgeschichte. Epochenübergreifende und globalhistorische Vergleiche*, 2 Bde., Wiesbaden 2014.

⁸⁶ Vgl. Karen Barkey, *Empire of Difference. The Ottoman Empire in Comparative Perspective*, Cambridge 2008; Maurus Reinkowski/Gregor Thum (Hrsg.), *Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and Radicalization*, Göttingen 2013; Guido Hausmann/Angela Rustemeyer (Hrsg.), *Imperienvergleiche. Beispiele und Ansätze aus osteuropäischer Perspektive*. Festschrift für Andreas Kappeler, Wiesbaden 2009; MacKenzie (Hrsg.), *European Empires*; Benedikt Stuchtey (Hrsg.), *Science Across the European Empires, 1800–1950*, Oxford/New York 2005; Michael A. Reynolds, *Shattering Empires. The Clash and Collapse of the Ottoman and Russian Empires, 1908–1918*, Cambridge 2011, und Stephen F. Dale, *The Muslim Empires of the Ottomans, Safavids, and Mughols*, Cambridge 2010.

⁸⁷ Vgl. Malte Rolf, *Imperiale Herrschaft im Weichselland. Das Königreich Polen im Russischen Imperium (1864–1915)*, Berlin/München/Boston 2015; Hans-Lukas Kieser/Kerem Öktem/Maurus Reinkowski (Hrsg.), *World War I and the End of the Ottomans. From the Balkan Wars to the Armenian Genocide*, London 2015, und Fabian Klose, *Menschenrechte im Schatten kolonialer Gewalt. Die Dekolonisierungskriege in Kenia und Algerien 1945–1962*, München 2009.

⁸⁸ Vgl. Christiane Abele, *Kein kleines Land. Die Kolonialfrage in Portugal 1961–1974*, Göttingen 2017.

⁸⁹ Vgl. Christine Messiant, 1961. *L'Angola colonial, histoire et société. Les prémisses du mouvement nationaliste*, Basel 2006; David Birmingham, *Empire in Africa. Angola and Its Neigh-*

tatur zum einen und das Fortbestehen nostalgischer Kolonialfantasien und die Mystifizierung der „Entdeckung“ des Seewegs nach Indien durch Vasco da Gama Ende des 15. Jahrhunderts zum anderen miteinander verknüpft.

Die Mannigfaltigkeit der Dekolonisationsprozesse im 20. Jahrhundert reflektierte die Vielfalt der Imperialismen und Imperienmodelle, die miteinander vergleichbar waren, doch nur begrenzt ein übergeordnetes Erklärungspotenzial bereitstellen konnten.⁹⁰ Das liegt schon allein daran, dass der mit Edward Gibbons „History of the Decline and Fall of the Roman Empire“ 1776 gewonnene Blick vom Aufstieg und zwangsläufigen Fall eines jeden Empire für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr ausreichend überzeugen kann,⁹¹ weil neue Empirekonzeptionen nach dem Ersten Weltkrieg sich nicht allein im Kontext des Ergebnisses, des Niedergangs, der Krise und Auflösung, sondern auch in demjenigen des Mechanismus struktureller Vielfalt wiederfanden. Das betraf insbesondere die Imperien, die wie das britische und das osmanische in religiöser, ethnischer und nicht zuletzt dynastischer Hinsicht supranationale Herrschaftsverbände darstellten. Das deutsche Kolonialreich ähnlich wie das japanische besaß zwar diese Qualität nicht, was allerdings nicht heißen kann, dass es nicht in seinen transnationalen Bezügen zu begreifen ist.⁹² Während die Dekolonisationsforschung sich überwiegend entweder auf die 1940er oder die 1960er bis 1970er Jahre konzentriert hat, entdeckt sie aus diesem methodischen Grund nun erneut die widersprüchliche, ambivalente und vor der Alternative zwischen Rückzug oder Erneuerung stehende Zwischenphase wieder, die im vermeintlichen „Zentrum“ von rassistischen Unruhen wie zum Beispiel in Großbritannien zwischen Nottingham und Notting Hill gekennzeichnet war. Derartige Ängste, die sich in rassistisch motivierten Gewaltausbrüchen entluden, waren in den europäischen Metropolen nicht einzigartig – internationale Analogien lassen sich mit Little Rock (Arkansas, 1957) und dem südafrikanischen Apartheid-Regime ziehen.⁹³

Imperiale Konzeptionen im 20. Jahrhundert erfuhren, historiografiegeschichtlich betrachtet, eine Vermengung mit außenpolitischen Konzeptionen insofern, als sie einen global aktiven, im Zweifelsfall zur militärischen Intervention fähigen Herrschaftsverbund thematisierten, der wie zunächst das Britische Empire, dann in dessen Nachfolge die USA für sich beanspruchte, ein internationaler Faktor von Stabilität und Sicherheit zu sein. Unmittelbar daran schließen sich Begriffe wie Macht und Wissen an, die ihrerseits eng an den kolonialen Staat geknüpft

bors, Athens 2006; ders., *A Short History of Modern Angola*, Oxford 2016; Ricardo Soares de Oliveira, *Magnificent and Beggar Land. Angola since the Civil War*, London 2015, und Piero Gleijeses, *Visions of Freedom. Havana, Washington, Pretoria and the Struggle for Southern Africa, 1976–1991*, Chapel Hill 2016.

⁹⁰ Vgl. Jost Dülffer/Marc Frey (Hrsg.), *Elites and Decolonization in the Twentieth Century*, Basingstoke 2011.

⁹¹ Aber vgl. Tristram Hunt, *Ten Cities that Made an Empire*, London 2014.

⁹² Vgl. Sebastian Conrad, *Transnational Germany*, in: James Retallack (Hrsg.), *Imperial Germany 1871–1918*, Oxford 2008, S. 219–241.

⁹³ Vgl. Martin Lynn (Hrsg.), *The British Empire in the 1950s. Retreat or Revival?*, Basingstoke 2005, und Wendy Webster, *Englishness and Empire, 1939–1965*, Oxford 2005.

sind. Wie viel kulturelles und inter-kulturelles Wissen benötigte dieser, um die Expansion voranzutreiben?⁹⁴ Traten die Kolonialreiche als Analysekatégorien seit Beginn des 20. Jahrhunderts in Konkurrenz zu den Nationalstaaten, weil sie der Globalisierung geeigneter Rechnung trugen, so hat die Imperien-geschichte an zeithistorischer Bedeutung maßgeblich gewonnen. Zur näheren Erörterung bieten sich die Kriterien Kontinuitäten, Gewalt und Raum an.

Kontinuitäten: Wer den Kolonialismus als ein Spiegelbild und als Faktor der Beziehung zwischen europäischer und nicht-europäischer Geschichte interpretierte, der baute auf ein durch eine tiefe Gegenseitigkeit geprägtes Spannungsfeld zwischen Nation und Expansion auf. Die *New Imperial History* hat diese Beziehung immer wieder als konstitutiv für das Entstehen und die Selbstdefinition von Imperien und Kolonialreichen betrachtet.⁹⁵ Nation und Expansion bedingten einander so weit, dass beispielsweise die metropolitane – ob in Berlin, Paris, Wien, Moskau oder London – politische, parlamentarische und wissenschaftliche Kultur aufs eindringlichste vom Kolonialismus und der Kolonialherrschaft geprägt waren. Der Prozess gegenseitiger sozialer und kultureller kolonialer Durchdringung war aber trotz Dekolonisierung noch längst nicht überwunden oder abgeschlossen. Man könnte meinen, er habe erst richtig begonnen in dem Moment, in dem in den 1950er und 1960er Jahren Menschen aus Mittelamerika, Afrika und Asien in bis dahin nicht gekannter Zahl nach Europa einwanderten.⁹⁶

Als beispielsweise der amerikanisch-ghanaische Bürgerrechtler und Soziologe W.E.B. Du Bois, ehemals ein Student von Max Weber, Gustav Schmoller sowie Heinrich von Treitschke und Autor der Studie „The Souls of Black Folk“ (1905), im Jahr 1949 die Ruinen des Warschauer Ghettos besuchte, entfaltete sich ihm eine doppelte Kontinuität: wie Hannah Arendt, Aimé Césaire und Frantz Fanon⁹⁷ nach ihm, begriff er das Wesen des Faschismus als einen nach innen gekehrten europäischen Imperialismus und sah in diesem Sinne eine Analogie zwischen der „Weltpolitik“ des Kaiserreichs und der „Lebensraumpolitik“ der Nationalsozialisten.⁹⁸ Eine zweite, nicht weniger brisante historische Fortdauer von Rassismus, Antisemitismus und Ausbeutung aber eröffnete sich ihm im Nachkriegseuropa, in dem er die *colour line* als das zentrale Problem des 20. Jahrhunderts identifizierte. Es setzte sich, so Du Bois in seinem Beitrag für das Magazin *Jewish Life*

⁹⁴ Vgl. Rebekka Habermas/Alexandra Przyrembel (Hrsg.), Von Käfern, Märkten und Menschen. Kolonialismus und Wissen in der Moderne, Göttingen 2013.

⁹⁵ Vgl. Sarah Stockwell (Hrsg.), The British Empire. Themes and Perspectives, Oxford 2008, und Benedikt Stuchtey, Nation und Expansion. Das Britische Empire in der neuesten Forschung, in: Historische Zeitschrift 274 (2002), S. 87–118.

⁹⁶ Vgl. Stuart Ward (Hrsg.), British Culture and the End of Empire, Manchester 2001; Jörn Leonhard/Rolf G. Renner, Koloniale Vergangenheiten – (post)imperiale Gegenwart. Prozesse und Repräsentationen im Aufriss, in: Dies. (Hrsg.), Koloniale Vergangenheiten. (Post-)imperiale Gegenwart, Berlin 2010, S. 7–24.

⁹⁷ Vgl. Frantz Fanon, *Écrits sur l'Aliénation et la liberté*, hrsg. von Jean Khalfa/Robert Young, Paris 2015.

⁹⁸ Vgl. Jürgen Zimmerer, Colonialism and Genocide, in: Matthew Jefferies (Hrsg.), The Ashgate Research Companion to Imperial Germany, Abingdon 2015, S. 433–451.

(1952),⁹⁹ die Segregation der Menschen nach „Hautfarben“ im Zeitalter der Dekolonisation fort, und rassistische, historisch spezifizierte *cultural patterns* – Muster der Ausgrenzung –, seien trotz Überwindung des Faschismus und allmählicher Überwindung der Kolonialreiche in Europa sowie in den USA und weltweit nach wie vor wirksam. Zeitgeschichte und Imperialgeschichte wurden gewissermaßen eng miteinander verflochten, Jean-Paul Sartre hatte dies in seinen berühmten Vorworten zu den seinerzeitigen anti-kolonialen Aufrufen auf den Punkt gebracht.¹⁰⁰

Michael Rothberg zufolge stellte auch das Jahr 1961 als Beispiel für zahlreiche andere ein ähnliches Spannungsverhältnis dar: Fanon schrieb in diesem Jahr über die (koloniale) Gewalt, Adolf Eichmann wurde in Jerusalem vor Gericht gestellt, in Algerien sollte der seit 1954 geführte Unabhängigkeitskrieg erbittert fortgesetzt werden und in Paris fand am 17. Oktober ein Massaker an Demonstranten der „Nationalen Befreiungsfront“ statt, bei dem unzählige Algerier der beispiellosen Brutalität der Pariser Polizei unter dem Kommando von Maurice Papon zum Opfer fielen.¹⁰¹ Mit Blick auf ranghohe Beamte des Vichy-Regimes (Papon) und des NS-Regimes (Eichmann) parallelisierte sich die in mehrere Richtungen weisende Erinnerung an den Holocaust zum einen und an den unbewältigten Kolonialismus zum anderen.¹⁰²

Auch ein weiterer, wesentlicher Faktor für Reibungspunkte selbstverständlich vor dem Hintergrund der seit Mitte der 1960er Jahre dominierenden Dependenztheorie ist damit angesprochen, nämlich jener in postkolonialer Perspektive betrachteten, gesellschafts- und kulturwissenschaftlichen Relevanz des Kapitals sowie der Arbeit für die koloniale Expansion.¹⁰³ Die an Rudolf Hilferding, Lenin und Rosa Luxemburg angelehnten Überlegungen beispielsweise André Gunder Franks rückten zunächst Südamerika stärker in den Fokus und wurden ihrerseits aus ihrem vorwiegend ökonomiekritischen Kontext geöffnet, wohl auch, weil all-

⁹⁹ Wiedergedruckt als W.E.B. Du Bois, *The Negro and the Warsaw Ghetto*, in: Eric J. Sundquist (Hrsg.), *The Oxford W.E.B. Du Bois Reader*, New York 1996, S. 469–472; Michael Rothberg, *W.E.B. Du Bois in Warsaw. Holocaust Memory and the Color Line, 1949–1952*, in: *The Yale Journal of Criticism* 14 (2001), S. 169–189, und Frantz Fanon, *Peau noire, masques blancs*, Paris 1952.

¹⁰⁰ Vgl. Jean-Paul Sartre, Vorwort, in: Albert Memmi, *The Colonizer and the Colonized*, London 2003, S. 17–25.

¹⁰¹ Vgl. Frantz Fanon, *De la violence*, in: *Les Temps Modernes*, Nr. 181, Paris 1961, S. 1453–1493, und Michael Rothberg, *Between Auschwitz and Algeria. Multidirectional Memory and the Counterpublic Witness*, in: *Critical Inquiry* 33 (2006), S. 158–184.

¹⁰² Vgl. Michael Rothberg, *Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization*, Stanford 2009, und Dietmar Hüser, *Vom „Un-Skandal“ des Algerienkrieges zum „Post-Skandal“ der Gedächtniskultur. Die Pariser Polizei-Repressionen vom 17. Oktober 1961*, in: Andreas Gelz/Dietmar Hüser/Sabine Ruß-Sattar (Hrsg.), *Skandale zwischen Moderne und Postmoderne. Interdisziplinäre Perspektiven auf Formen gesellschaftlicher Transgression*, Berlin/Boston 2014, S. 185–213.

¹⁰³ Vgl. Jürgen Kocka, *Geschichte des Kapitalismus*, München 2013, S. 46–77, und Hubert Bonin/Catherine Hodeir/Jean-François Klein (Hrsg.), *L'esprit économique impérial (1830–1970). Groupes de pression & réseaux du patronat colonial en France et dans l'empire*, Paris 2008.

mählich ein Unbehagen an „großen“ Theorien und erzählenden Erklärungsmustern entstand, das die nötige, das Unzusammenhängende der Geschichte dokumentierende Multipolarität abbildete. Die Unterentwicklung der ehemals kolonisierten Welt in erster Linie mit deren Abhängigkeit von einem vom „Westen“ beherrschten (neokolonialen) Weltmarkt zu deuten, war unter dem Eindruck hierarchischer, noch postkolonial erfahrener Strukturen erdacht worden. Während ihre Bedeutung unzweifelhaft ist, kann angesichts nicht zuletzt starker feministischer Kritik nicht davon ausgegangen werden, dass die Sichtweise der Dependenztheorie nach wie vor eine allgemein überzeugende Prägekraft besitzt.¹⁰⁴

Im deutschen und britischen Kontext ist wiederholt auf die Rolle der Hochfinanz hingewiesen worden, insbesondere auf die Kontinuität von Macht und Interessen. Sie waren globalisiert, auch ohne über ein Kolonialreich zu verfügen, wie die deutschen nach 1918. Dennoch half dieses wesentlich zur Durchsetzung ihrer transnationalen Verflechtungen, wie bei den britischen seit dem späten 17. Jahrhundert. So lag ihnen überdies eine transepocheale Perspektive zugrunde, an die sich die an Epochenzäsuren orientierte akademische Geschichtswissenschaft im Allgemeinen eher mühsam gewöhnt; die Imperialismusforschung im Besonderen ist diesen Schritt allerdings schon frühzeitiger gegangen. In einer der nach wie vor wegweisendsten Arbeiten haben Peter Cain und Hopkins strukturelle Kontinuitäten in der Beziehung zwischen dem *gentlemanly capitalism* und der britischen Expansion spätestens mit der Glorreichen Revolution 1688 beginnen und erst mit dem Ende des 20. Jahrhunderts enden lassen.¹⁰⁵ Sie haben auf diese Weise eine der prägendsten Zäsuren des 20. Jahrhunderts, das Jahr 1945, mit dem die Dekolonisation und der Kalte Krieg einsetzten, mit vergleichsweise leichter Geste beiseitegelegt, und sie haben der 500 Jahre währenden, der von der wirtschaftlichen, militärischen und kulturellen Vorherrschaft der europäischen Kolonialmächte dominierten Moderne die Aufmerksamkeit geschenkt, wie sie sich aus der Geschichte ihrer Institutionen wie beispielsweise den Banken und der Börse ablesen lässt.

Nun öffnen sich Perspektiven, die transepochealen Reichweiten der Imperien zu betonen, etwa am Beispiel des russischen Imperiums oder im globalen, von Darwin unternommenen Vergleich.¹⁰⁶ Das Weltsystem des Kapitalismus entwickelte seine prinzipiellen Mechanismen in der Frühneuzeit in den portugiesischen, spanischen und niederländischen Reichen ebenso wie in der Gegenwart

¹⁰⁴ Vgl. Breny Mendoza, *Coloniality of Gender and Power. From Postcoloniality to Decoloniality*, in: Lisa Disch/Mary Hawkesworth (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Feminist Theory*, Oxford 2016, S. 100–121.

¹⁰⁵ Vgl. Peter J. Cain/Antony G. Hopkins, *British Imperialism. Innovation and Expansion 1688–1914*, London 1993, und dies., *British Imperialism. Crisis and Deconstruction 1914–1990*, London 1993.

¹⁰⁶ Vgl. Dominic Lieven, *Empire. The Russian Empire and Its Rivals*, London 2002; ders., *Towards the Flame. Empire, War and the End of Tsarist Russia*, London 2016; Alexander M. Martin, *Enlightened Metropolis. Constructing Imperial Moscow, 1762–1855*, Oxford 2014, und John Darwin, *After Tamerlane. The Global History of Empire since 1405*, London 2007.

der modernen Imperien der USA und Russlands. Demnach erscheinen nicht allein die zeitlichen Verdichtungen zum Beispiel nach dem Ersten Weltkrieg relevant, deren Epochencharakter auch als Übergangsphänomene verstanden werden können, sondern die Durchdringungen der Welt als Prozesse vielfältigster Expansionen – was sicherlich nicht zur Folge haben sollte, historische Zäsuren in ihrer Relevanz zu unterschätzen. Zusammengenommen aber wird das Phänomen von Imperialismus und imperialer Herrschaft als ein kontinuierliches interpretierbar, das trotz Dekolonisierung nicht abgeschlossen ist. Folgt man hier Ronald Robinson und der These, Imperialismus sei in seinem Wesen nicht zuletzt auch auf die Kooperation mit indigenen Eliten angewiesen, liegt die Konsequenz auf der Hand, dass die formelle, auch militärische, fiskalische und administrative Kolonialherrschaft, deren Bedeutung die frühere Forschung viel Gewicht beigemessen hat, selbstverständlich wichtig, aber nicht ausschließlich gewesen ist, dass vielmehr die informelle Kontrolle die Regel war, ein „Masterplan“ dagegen nicht existieren konnte.¹⁰⁷ Während die Thesen des „Ornamentalismus“ in Anlehnung an Edward Saids Wortschöpfung des Orientalismus Traditionsbestände und ein Festhalten an überkommenen Werten und Symbolen artikulieren,¹⁰⁸ gehen andere Sichtweisen von den zentralisierenden und säkularisierenden Kräften kooperierender Kolonialherrschaft aus,¹⁰⁹ wobei zu betonen ist, wie viel emotionales und irrationales Potenzial der Kolonialismus besaß. Insbesondere dieses Potenzial entlud sich in kolonialer Gewalt wie etwa in Kolonialkriegen.¹¹⁰

Gewalt: Das französische, das britische und das deutsche Kolonialreich, auch das italienische und das belgische: sie entstanden als Patchwork, als Produkte der Improvisation und in für das Formulieren von Kolonialtheorien perfekter Diversität, sie reflektierten innere Widersprüche und äußere Spannungen. Erst die Theorien haben im Nachhinein die Expansion rationalisiert, aber keine koloniale beziehungsweise imperiale Expansion ist einer Rationalisierung *a priori* gefolgt. Die Widersprüche zeigten sich vielfältig und in erster Linie in der Unterschiedlichkeit der verschiedensten Typen von Kolonien: ob Beherrschungs- oder Siedlungskolonien, ob Kron- oder Stützpunktkolonien, dauerhafter Besatzungs-

¹⁰⁷ Vgl. Ronald Robinson, *Non-European Foundations of European Imperialism. Sketch for a Theory of Collaboration*, in: Roger Owen/Robert B. Sutcliffe (Hrsg.), *Studies in the Theory of Imperialism*, London 1972, S. 117–142; Matthias Häußler, *Zwischen Vernichtung und Pardon. Die Konzentrationslager in „Deutsch-Südwestafrika“ (1904–08)*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 61 (2013), S. 601–620, und ders., *Warum die Herero mit den Deutschen kooperierten. Zur „Pazifizierung“ einer akephalen Gesellschaft*, in: *Mittelweg* 36 24 (2015), S. 86–108.

¹⁰⁸ Vgl. David Cannadine, *Ornamentalism. How the British Saw Their Empire*, Oxford 2001.

¹⁰⁹ Vgl. Volker Barth/Roland Cvetkovski (Hrsg.), *Imperial Co-Operation and Transfer, 1870–1930. Empires and Encounters*, London 2015.

¹¹⁰ Vgl. Harald Kleinschmidt, *Diskriminierung durch Vertrag und Krieg. Zwischenstaatliche Verträge und der Begriff des Kolonialkriegs im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, München 2013; Tanja Bühner/Christian Stachelbeck/Dierk Walter (Hrsg.), *Imperialkriege von 1500 bis heute. Strukturen – Akteure – Lernprozesse*, Paderborn 2011, und Dierk Walter, *Organisierte Gewalt in der europäischen Expansion. Gestalt und Logik des Imperialkrieges*, Hamburg 2014.

status, Vertragshäfen, Mandatsgebiete, Dominions, Protektorate, Kondominien, informelle Einflussphären. Entstanden sie nicht in erster Linie als Antworten auf fein zisierte imperiale Ideologien, nicht als Reaktionen auf den in den „Metropolen“ produzierten Druck industrieller Interessen oder weltanschaulicher Ideen einer pro-expansiven öffentlichen Meinung, nicht lediglich als Absatzmärkte und Quellen für Rohstoffe, so charakterisierte sie das Krisenhafte an ihren Grenzen, an der *Frontier*, in den *Borderlands* – ein Raum von zentraler Bedeutung für die vergleichende Geschichte der kolonialen Expansion.¹¹¹

Die Verteidigung der Interessen in „Schlüsselkolonien“ – für die Deutschen war dies Deutsch-Ostafrika, für die Briten Indien, für die Niederländer Indonesien und für die Franzosen Algerien – offenbarte sich nicht zuletzt in ihrem dramatischen Verlust im Zeichen der Dekolonisierung. Ihre Eroberung und das gewaltsame Festhalten an ihnen im 20. Jahrhundert waren gleichermaßen Symptome von Krisen und der Eskalation von Gewalt.¹¹² Gewalt äußerte sich nicht zuletzt im Prozess der Besiedlung von Land. In der Zwischenkriegszeit bildeten europäische Siedler etwa ein Sechstel der Gesamtbevölkerung Algeriens, beanspruchten vorwiegend das fruchtbare Land für sich und verhinderten eine Industrialisierung. Strukturkonservative Siedlungskolonien eigneten sich dafür mehr als modernisierungsfähige Stützpunktkolonien, was nicht heißen soll, dass auch letztere, beispielsweise Hongkong, natürlich rassistisch motivierte Gewalt erfuhren und an ihnen, etwa auch an Aden und Singapur, besonders lange festgehalten wurde. Zugleich aber sollte dem Eindruck vorgebeugt werden, eine der imperialen Herrschaft innewohnende Gewaltbereitschaft, grundsätzlich überhaupt das Potenzial dazu, hätte den Kolonialstaat zu einer allumfassenden Hegemonialstellung befähigt. Davon kann wohl nicht die Rede sein. Möglicherweise liegt aber hier einer der Gründe, warum insbesondere in Gesamtdarstellungen den Aspekten imperialer Gewalt und Brutalität bisher noch nicht genügend Platz eingeräumt und dies als dringliches Desiderat angemahnt worden ist.¹¹³

So haben sich gerade an dieser Frage, an die sich Aspekte wie organisierte Gewalt bis hin zu Völkermord anschließen, wiederholt wichtige Debatten entzündet. Im deutschen Kontext sind sie besonders brisant, weil sie die Kontinuitäten zwischen der (kolonialen) Gewalt des Kaiserreichs und dessen Imperialkriegen einerseits und der nationalsozialistischen, totalitären Herrschaft andererseits her-

¹¹¹ Vgl. Michiel Baud/Willem van Schendel, *Toward a Comparative History of Borderlands*, in: *Journal of World History* 8 (1997), S. 211–242; Omer Bartov/Eric D. Weitz (Hrsg.), *Shatterzone of Empires. Coexistence and Violence in the German, Habsburg, Russian, and Ottoman Borderlands*, Bloomington 2013, und Eric Lewis Beverly, *Frontier as Resource. Law, Crime, and Sovereignty on the Margins of Empire*, in: *Comparative Studies in Society and History* 55 (2013), S. 241–272.

¹¹² Vgl. Martin Thomas, *Violence and Colonial Order. Police, Workers, and Protest in the European Colonial Empires, 1918–1940*, Cambridge 2012.

¹¹³ Vgl. Richard Drayton, *Where does the World Historian Write from? Moral Objectivity, Moral Conscience and the Past and Present of Imperialism*, in: *Journal of Contemporary History* 46 (2011), S. 671–685.

stellen beziehungsweise die Kontinuitätsthese kritisch hinterfragen.¹¹⁴ Sie tragen überdies zur florierenden Erinnerungsforschung bei, die sich ambivalent äußert.¹¹⁵ Fordern Politiker wie der frühere britische Premierminister Gordon Brown auf der einen Seite, die Zeit sei gekommen, Entschuldigungen für die koloniale Vergangenheit wie beispielsweise in Kenia nicht länger vorbringen zu müssen,¹¹⁶ so greifen andererseits Institutionen wie zum Beispiel Museen die *Memory*-Kultur auf und öffnen sie für eine öffentliche Auseinandersetzung – so im Fall Belgiens mit den Greuel im Kongo oder im Fall Australiens mit dem Umgang der Siedler mit den Aborigines. Nicht selten kommt in diesen Zusammenhängen der Begriff des Genozids zur Sprache.¹¹⁷ Denn nirgendwo hat sich koloniale und imperiale Herrschaft so hochgradig auf teils hemmungslose Alltagsgewalt auch gegen Kinder, auf Folter, Zwangsarbeit, Vertreibung und vieles mehr, gestützt wie in den Siedlungskolonien, ob in Rhodesien oder in Deutsch-Südwestafrika oder in Australien und Neuseeland.¹¹⁸

Hinsichtlich Australiens ist dies eine besonders zweideutige Angelegenheit, seit die Journalistin Margaret Humphreys 1994 enthüllte, dass bis in das Jahr 1967 über 150.000 britische Kinder gegen ihren Willen nach Australien verschifft worden waren. Dort physischem und sexuellem Missbrauch ausgesetzt und von ihren Eltern ursprünglich Adoptionsbehörden anvertraut in dem Glauben, sie verblieben in Großbritannien, wurden diese Kinder zum Spiegelbild transnationaler Ge-

¹¹⁴ Vgl. Robert Gerwarth/Stephan Malinowski, Der Holocaust als „kolonialer Genozid“? Europäische Kolonialgewalt und nationalsozialistischer Vernichtungskrieg, in: *Geschichte und Gesellschaft* 33 (2007), S. 439–466; Volker Langbehn/Mohammad Salama (Hrsg.), *German Colonialism. Race, the Holocaust, and Postwar Germany*, New York 2011; Jürgen Zimmerer, Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust, Münster 2011; Matthew P. Fitzpatrick, The Pre-History of the Holocaust? The „Sonderweg“ and „Historikerstreit“ Debates and the Abject Colonial Past, in: *Central European History* 41 (2008), S. 477–503; Birthe Kundrus, Continuities, Parallels, Receptions. Reflections on the „Colonization“ of National Socialism, in: *Journal of Namibian Studies* 4 (2008), S. 25–46, und Woodruff D. Smith, *The Ideological Origins of Nazi Imperialism*, New York/Oxford 1986.

¹¹⁵ Vgl. Jürgen Zimmerer (Hrsg.), *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, Frankfurt a. M. 2013.

¹¹⁶ Vgl. Caroline Elkins, *Britain's Gulag. The Brutal End of Empire in Kenya*, London 2005; Daily Mail vom 15. 1. 2005: „It's Time to Celebrate the Empire, Says Brown“; Benedikt Stuchtey, *Black City and White Country. Immigration and Identity in the History of British Decolonization*, in: *Global Europe. Basel Papers on Europe in a Global Perspective* 108 (2015), S. 4–23, hier S. 6, und David Olusoga, *Black and British. A Forgotten History*, London 2016.

¹¹⁷ Vgl. Jean-Luc Vellut, *La mémoire du Congo. Le temps coloniale*, Tervuren 2005; Henry Reynolds, *An Indelible Stain? The Question of Genocide in Australia's History*, Ringwood 2001; A. Dirk Moses (Hrsg.), *Genocide and Settler Society. Frontier Violence and Stolen Indigenous Children in Australian History*, Oxford 2004, und Martin Shaw, *Britain and Genocide. Historical and Contemporary Parameters of National Responsibility*, in: *Review of International Studies* 37 (2011), S. 2417–2438.

¹¹⁸ Vgl. James Belich, *Replenishing the Earth. The Settler Revolution and the Rise of the Anglo-World, 1783–1939*, Oxford/New York 2009, und Margaret D. Jacobs, *White Mother to a Dark Race. Settler Colonialism, Maternalism, and the Removal of Indigenous Children in the American West and Australia, 1880–1940*, Nebraska 2009.

walt.¹¹⁹ Hinzufügen wäre dem allerdings, dass in wenigen anderen Fällen die öffentliche und die parlamentarische Meinung ihrerseits so erbarmungslos kritisch, wenngleich hilflos Kolonialskandale seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts richtete.¹²⁰ Während diese Punkte gar nicht deutlich genug herausgestellt werden können, ergibt sich eine prinzipielle Aufgabe insofern, als es darum geht, den formativen Charakter imperialer Gewalt aus seinem Nischendasein akademischer Unterschätzung zu lösen. Für die Legitimation der Expansion war anscheinend jedes Mittel recht, was offensichtlich Kolonialkriege, Niederschlagung von Aufständen und Konflikte an der Frontier miteinschloss.¹²¹ Worauf es überdies ankommt, ist, die weniger offensichtlichen Handschriften herauszulesen und dort, wo sie gerade nicht erwartet werden, zu dechiffrieren. Richard Huzzey hat hierzu unlängst ein ausgezeichnetes Beispiel vorgelegt und das imperiale Denken der Anti-Sklavereidebatte, das sich ebenfalls von Gewaltvorstellungen nicht frei halten konnte, aufgedeckt.¹²²

Neuere Wendepunkte der internationalen Forschung führen in die Richtung, den im Englischen *white settler colonies* genannten und in der Regel gewaltaffinen Kolonien wieder mehr Gewicht im imperialen Gesamtgefüge beizumessen¹²³ – nicht zwangsläufig als Kontrapunkt zur einflussreichen Südostasienforschung, sondern selbstverständlich im eigenen Recht. Das steht in einem Spannungsverhältnis zu einer jüngst intensivierten nationalen Geschichtsschreibung in Kanada, Australien und Neuseeland und ihrer Emanzipation vom Britischen Empire.¹²⁴ Erst die überfällige Überwindung der Gegensätzlichkeit von „Metropole“/„Zentrum“ und „Kolonie“/„Peripherie“ als auch eine Vermeidung zeitlicher Blöcke verbunden mit dem Anspruch, sich einer Vielfalt der Vergangenheiten zu nähern, aber wird der nötigen Multiperspektivität der Imperien-Geschichte gerecht werden können. Jedenfalls sollten „Zentrum“ und „Peripherie“ sicherlich nicht mehr ohne eine gründliche Infragestellung herangezogen werden, es sei denn, man bediente sich unbeabsichtigt eines ironischen Stilmittels. Sie unhinterfragt zu benutzen, verbietet sich von selbst, weil sich mit den Begriffen spezifische historische Bewertungen verbinden.¹²⁵ Die Überwindung von „Zentrum“ und „Peri-

¹¹⁹ Vgl. Margaret Humphreys, *Empty Cradles*, London 1994, und Benedikt Stuchtey, *Solidarity with Children? Towards a History of Adoption*, in: *Bulletin German Historical Institute London* 35 (2013), S. 43–56.

¹²⁰ Vgl. Jean-Paul Lefebvre-Filleau, *Les scandales de la III^e République*, Paris 2005.

¹²¹ Vgl. Herfried Münkler, *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft. Vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*, Berlin 2005, und ders./Eva Marlene Hausteiner (Hrsg.), *Die Legitimation von Imperien. Strategien und Motive im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2012.

¹²² Vgl. Richard Huzzey, *Freedom Burning. Anti-Slavery and Empire in Victorian Britain*, Ithaca/London 2012.

¹²³ Vgl. Phillip Buckner (Hrsg.), *Canada and the British Empire*, Oxford/New York 2010.

¹²⁴ Vgl. Alison Bashford/Stuart Macintyre (Hrsg.), *The Cambridge History of Australia*, 2 Bde., Cambridge/New York 2013, und Ann Curthoys, *We've Just Started Making National Histories and You Want Us to Stop Already?*, in: Antoinette Burton (Hrsg.), *After the Imperial Turn. Thinking with and through the Nation*, Durham 2003, S. 70–89.

¹²⁵ Vgl. Emmanuelle Sibeud, *Du postcolonialisme au questionnement postcolonial. Pour un transfert critique*, in: *Revue d'histoire Moderne et Contemporaine* 54 (2007), S. 142–155,

pherie“ verweist schließlich auf die für die Siedlungskolonien wichtige Raumkategorie. Wenn eine Kolonie wie ein integraler Bestandteil der Staatsnation behandelt wurde, wie im Fall Algeriens, konnte beispielsweise auf Alger als Kolonialstadt eine ähnliche „Symbolpolitik“ angewendet werden, wie sie in der Imperialmetropole Marseille auch praktiziert wurde. Straßennamen und Denkmäler, Feste und Zeremonien: sie wurden zu umkämpften, von Kolonisierenden wie Kolonisierten gleichermaßen genutzten Symbolen im öffentlichen Raum, oder besser: in der Erinnerungslandschaft, für die das Mittelmeer eher eine Brücke als ein Hindernis darstellte und die sich in der langen Dauer zwischen französischer Eroberung und algerischem Freiheitsstreben manifestierte. In jedem Fall waren die politischen Muster des Kolonialen deutlich verhandelbarer oder gar überwindbarer und das historische Erbe, etwa der Revolution, mitsamt seiner Erinnerungsdiskurse teilbarer, als es koloniale Herrschaft an sich erlauben mochte.¹²⁶

Raum: Diese Aspekte reichen tief in die Mentalitätsgeschichte von Raumverständnissen hinein.¹²⁷ Wie weit, so lautet eine der zentralen Fragen, schlug sich imperiale Herrschaft auch in den „Metropolen“ nieder? War im Deutschen Kaiserreich die Differenz zwischen sogenannter „Peripherie“ und „Mutterland“ nicht deshalb noch groß, weil selbst im autokratischen System des wilhelminischen Berlins das Gewaltmonopol nicht so weit ausgereizt worden ist wie in Südwafrika und hier in einem besonders interessanten Gegensatz zum deutschen, gönnerhaften Herrschaftsverständnis über die *noble savages* etwa auf Samoa?¹²⁸ Konnten koloniale Diskurse sowie koloniale Praktiken auf die Mentalitäten der deutschen Gesellschaft und speziell regionaler Identitäten über die lange Dauer vom Kaiserreich bis zur nationalsozialistischen Herrschaft wirken und so eine regionale „Kolonialkultur“ schaffen?¹²⁹ Wie weit lässt sich diese in der Landschaft der Städte Europas wiederfinden, in den physischen und imaginierten Signaturen, die politische und wissenschaftliche Kolonialinstitutionen, Benennungen von Straßen und Plätzen, Statuen, Restaurants mit nicht-europäischer Küche und vieles mehr hinterließen? Nicht zuletzt die jungen Kolonialwissenschaften prägten sich in die Gesichter der Städte mit repräsentativen, noch in der Gegenwart genutzten Gebäuden ein, die unabhängig von der Universität in erster Linie der Forschung und der Lehre dienen: so zum Beispiel Kolonial- und Völkerrecht, Weltwirtschaft, Anthropologie, Ethnografie, Allgemeine Kolonialgeschichte, Geologie,

und Sebastian Conrad/Shalini Randeria/Regina Röhmschild (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, 2., erweiterte Aufl., Frankfurt a. M. 2013.

¹²⁶ Vgl. Jan C. Jansen, *Erobern und Erinnern. Symbolpolitik, öffentlicher Raum und französischer Kolonialismus in Algerien, 1830–1950*, München 2013, und Benjamin Stora/Alexis Jenni, *Les mémoires dangereuses. De l'Algérie coloniale à la France d'aujourd'hui*, Paris 2016.

¹²⁷ Vgl. Susanne Rau, *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt a. M. 2013, und Stephan Günzel (Hrsg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010.

¹²⁸ Vgl. George Steinmetz, *The Devil's Handwriting. Precoloniality and the German Colonial State in Qingdao, Samoa, and Southwest Africa*, Chicago 2007.

¹²⁹ Vgl. Markus Seemann, *Kolonialismus in der Heimat. Kolonialbewegung, Kolonialpolitik und Kolonialkultur in Bayern 1882–1943*, Berlin 2011.

Geografie, Biologie, Hygiene, (Tropen-)Medizin, Botanik, Ethnologie, Missionswissenschaften, Sprachwissenschaften, Orientalistik, Landwirtschaftslehre und so weiter.¹³⁰

Als René Descartes im dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts in Amsterdam lebte, konnte er beobachten, wie durch den Import asiatischer Luxusgüter – Elfenbein, Seide, Lackarbeiten, Porzellangefäße, Schmuck, exotische Muschelschalen und vieles mehr – die niederländische Kaufmannsstadt unversehens zu Europas weltoffenster Metropole mutierte. Wenn hier Asien seine Spuren in Europa hinterließ, so bildete sich auf umgekehrtem Weg unter anderem über die 1602 gegründete Ost-Indische Kompanie ein vergleichbares Bild ab. Ein Prozess der Begegnung war über den Handel institutionalisiert worden, der sich bis in die jüngste Zeitgeschichte fortsetzt und die Verknüpfung von Waren mit Macht auf mannigfaltige Weise dokumentiert. Warum er in öffentlichkeitswirksamen Ausstellungen über das „goldene Zeitalter“ der Niederlande oder den Ost-Westkontakt im 18. Jahrhundert zumeist auf die Frühe Neuzeit reduziert bleibt, lässt sich im Zusammenhang einer (Kunst-)Geschichte der Objekte nachvollziehen;¹³¹ für eine Politikgeschichte imperialer Macht im Spiegel ihrer wirtschaftlichen Expansion in der unmittelbaren Zeitgeschichte bestehen allerdings noch dringliche Desiderate.

Denn es findet sich kolonialer Raum im Spannungsfeld zwischen Lokalität und Globalität in Imperialmetropolen wie Berlin und Wien, Moskau, Amsterdam, Liverpool und Rom ebenso wieder wie in den Kolonialstädten Kairo, Kapstadt und Kalkutta oder Saigon, Singapur und Shanghai, und sicherlich ist er besonders prägnant unter dem Eindruck der Migration aus den ehemaligen Kolonialreichen nach Europa zu erfassen.¹³² In der Folge hat sich auch daraus eine der nachhaltigsten Perspektiven der vergangenen Jahre entwickelt, die um die Alternative Marginalität oder Zentralität des Kolonialreichs für die Politik, Bevölkerung, Wirtschaft und Kultur „zu Hause“ kreiste. Daraus ergibt sich die Frage, ob das Kaiserreich bis hin zum Kolonialrevisionismus der Weimarer Republik vom Kolonialbesitz in Afrika und im Pazifik losgelöst zu betrachten war oder ob dieser zu einem maßgeblichen, integrativen Bestandteil der Nationalgeschichte wurde. Spielte sich imperiale Herrschaft in ihren Rückwirkungen auf das Londoner East End in Form von Arbeitsimmigration aus Indien und der Karibik nicht genauso ab wie in den Teeplantagen Bengalens oder in den Zuckerplantagen Trinidads? War das japanische Ausgreifen auf Korea auch als Folge der gewonnenen Kriege

¹³⁰ Vgl. Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.), *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*, Erfurt 2007. Eine Geschichte des universitären Kolonialunterrichts und der universitären Kolonialwissenschaften fehlt bislang, Institute sind dagegen z. T. sehr gut erfasst; vgl. Jens Ruppenthal, *Kolonialismus als „Wissenschaft und Technik“. Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908 bis 1919*, Stuttgart 2007.

¹³¹ Vgl. Anna Jackson/Amin Jaffer (Hrsg.), *Encounters. The Meeting of Asia and Europe, 1500–1800*, London 2004, und Karina H. Corrigan u. a. (Hrsg.), *Asia in Amsterdam. The Culture of Luxury in the Golden Age*, New Haven 2016.

¹³² Vgl. Friedrich Lenger, *Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850*, München 2014.

gegen China und Russland einzuordnen, mit dem Japan sich zum Beispiel die Hafencity Busan etwa über Quarantänemaßnahmen faktisch einverleibte, noch bevor es 1910 Korea offiziell in sein Kaiserreich eingliederte?¹³³ Setzten französische Kolonialbeamte, die nach 1962 aus Algerien nach Frankreich zurückkehrten, koloniale Arbeitsmechanismen „zu Hause“ fort?

Um über die gewohnte Dualität zwischen Europa und Nicht-Europa hinauszugehen und die Beziehungen zwischen den Kolonien zu betrachten, stellt sich beispielsweise die Frage nach dem Transport der französischen Herrschafts- und Verwaltungsmethoden zwischen Vietnam, Mozambique und Indochina einerseits, Frankreich andererseits.¹³⁴ Für die Verbindung von Zeit- und Imperien-geschichte bildet Vietnam neben Indonesien ein besonders eindringliches Beispiel der unmittelbaren Nachkriegsphase. Man kann von einer räumlichen Rückeroberung des kolonialpsychologisch insbesondere für Frankreich so wichtigen Prestige und Selbstbewusstseins als imperiale Nation ausgehen – was sich bis in die gegenwärtige koloniale Erinnerungskultur niederschlägt,¹³⁵ – wenn sowohl in Paris als auch Den Haag in politischen und militärischen Führungen der angeblich leichte Kampf gegen die aufständischen, nationalen Befreiungsbewegungen um Ho Chi Minh und Sukarno aufgenommen wurde, um die noch so frische Erinnerung an die Demütigung durch die deutsche Besatzungszeit während des Zweiten Weltkriegs zu kompensieren. Bekanntlich sollte dies nicht gelingen. Die Niederländer wurden 1949/50 aus Indonesien verdrängt, und der Viet-Minh sah sich in einer Kontinuität anti-imperialer Befreiungsrhetorik und -praxis: Während des Zweiten Weltkriegs gegen die japanischen Besatzer und bis zum Ende des Indochinakriegs 1954 gegen Frankreich und die USA. Nirgendwo in Asien lässt sich von einer derartig dichten Abfolge eines Scheiterns der Imperien sprechen wie hier, die ihrerseits massive Rückwirkungen etwa auf die politischen Bewegungen in den „Metropolen“ hatte.¹³⁶

Auch konnte unlängst zum Beispiel gezeigt werden, dass im Verlauf der 100 Jahre vor der indischen Unabhängigkeit ein spezifischer, schrittweise autonomer Raum sich sowohl vom *Britischen Raj* emanzipierte als auch seine Position in einem transnationalen, muslimischen intellektuellen und politischen Netzwerk aufbaute: der Staat Hyderabad. An diesem Beispiel lässt sich die religiöse und daraus entwickelte anti-koloniale Verflechtung illustrieren, die mit der allmählichen

¹³³ Vgl. Jeong-Ran Kim, *The Borderline of „Empire“*. Japanese Maritime Quarantine in Busan c. 1876–1910, in: *Medical History* 57 (2013), S. 226–248.

¹³⁴ Vgl. Robert Aldrich, *Imperial „Mise en Valeur“ and „Mise en Scène“*. Recent Works on French Colonialism, in: *Historical Journal* 45 (2002), S. 917–936, und Anne Friedrichs, *Neuere Tendenzen der Historiographiegeschichte Frankreichs*, in: *Neue Politische Literatur* 57 (2012), S. 403–426.

¹³⁵ Vgl. Robert Aldrich, *Monuments et mémoires. Les traces coloniales dans le paysage français*, Paris 2011.

¹³⁶ Vgl. Marc Frey, *Dekolonisierung in Südasien. Die Vereinigten Staaten und die Auflösung der europäischen Kolonialreiche*, München 2006; Pierre Brocheux, *Ho Chi Minh. A Biography*, Cambridge 2007; Christoph Kalter, *Die Entdeckung der Dritten Welt. Dekolonisierung und neue radikale Linke in Frankreich*, Frankfurt a. M. 2011, und Anja Kruke (Hrsg.), *Dekolonisation. Prozesse und Verflechtungen 1945–1990*, Bonn 2009.

Fragmentierung der britischen Souveränität über den indischen Subkontinent einherging. So konzentriert der koloniale Raum Hyderabads war, so global stellte er sich jenseits der Grenzen des Kolonialstaats zum einen, Südasiens zum anderen auf, indem es ihm gelang, sich als ein in jeder Hinsicht moderner Ort politischer, administrativer und städteplanerischer Experimente zur Verfügung zu stellen. Insofern nahm Hyderabad teil an einem globalen Interessensnetzwerk, das von innen wie außen Strukturen und Mechanismen der imperialen Herrschaft unterhöhlte. Diesen Fürstenstaat in seinem Verflechtungsgefüge zu verstehen heißt aber auch, die bislang in der Geschichtswissenschaft vorherrschende Dichotomie zwischen Imperialismus und anti-kolonialen Nationalismus zu überwinden. Denn seine politische Modernisierung bis hin zur Emanzipation war längst nicht mehr auf einen inner-indischen beziehungsweise inner-asiatischen Prozess zu beschränken, sondern er war zu einem transnationalen sowie transimperialen Laboratorium geworden.¹³⁷

War der (indische) Anti-Kolonialismus in diesem Sinne nicht unerheblich zu einer Angelegenheit der international verstreuten Diaspora geworden, so machte es sich eine interimperiale Kooperation zwischen den Vereinigten Staaten und dem Britischen Empire angelegen, dem entgegen zu wirken. Inder, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts an der Pazifikküste Nordamerikas lebten, unterstanden zunehmend einem anglo-amerikanisch organisierten und anti-radikalen Überwachungssystem, das dafür Sorge tragen sollte, die Verbreitung unerwünschter indischer Freiheitsideen zu unterbinden und die Immigrationspolitik gegenüber Indern restriktiv zu gestalten. Dies ließ sich für die USA in eine Rhetorik nationaler Sicherheit, für Großbritannien in die Verteidigung imperialer Interessen fügen. Dass hierbei Städte wie Lahore, Singapur und San Francisco unter sich einen neuen Raum indischen Transfers gestalteten, war das eine Resultat; ein anderes, dass in der parlamentarischen Sprache Washingtons und Londons die Begrenzung der Immigration als politisches Ausschlussprinzip der Gewährleistung der nationalen Sicherheit gleichgesetzt wurde – einer Sprache im Übrigen, der sich die europäischen Kolonialmächte dann in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ebenso bedienten.¹³⁸

Auch deutsche Historikerinnen und Historiker haben sich intensiv mit der (räumlichen) Verflechtungsfrage auseinandergesetzt.¹³⁹ Sie konnten dies auch aus dem Bedürfnis einer tieferen Integration der deutschen Geschichte in die

¹³⁷ Vgl. Eric Lewis Beverley, *Hyderabad, British India, and the World. Muslim Networks and Minor Sovereignty, c. 1850–1950*, Cambridge/New York 2015.

¹³⁸ Vgl. Seema Sohi, *Echoes of Mutiny. Race, Surveillance, and Indian Anticolonialism in North America*, Oxford/New York 2014, hier S. 177; Daniel Brückenhaus, *The Origins of Trans-Imperial Policing. British-French Government Co-Operation in the Surveillance of Anti-Colonialists in Europe, 1905–25*, in: Barth/Cvetkovski (Hrsg.), *Imperial Co-Operation*, S. 171–193; Martin Shipway, *Decolonization and Its Impact. A Comparative Approach to the End of the Colonial Empires*, Oxford/Malden 2008, und Pierre Brocheux u. a., *Les décolonisations au XXe siècle. La fin des empires européens et japonais*, Paris 2012.

¹³⁹ Vgl. Philippa Söldenwagner, *Spaces of Negotiation. European Settlement and Settlers in German East Africa 1900–1914*, München 2006.

europäische und vor dem Hintergrund eines offensichtlich anderen Stellenwerts der Nation und des Nationalstaats für die deutsche Vergangenheit tun – wenn man diese Parameter und ihre Bedeutung für Staaten, die aus Kolonien hervorgegangen sind, zum Vergleich heranzieht – beispielsweise die USA, Irland oder Australien. *Kontinuitäten*, *Gewalt* und *Raum* lassen sich für Imperialismen und Imperien als historische Analysekatoren mit inneren und äußeren Eigendynamiken verstehen. Große Ereignisse, Krisen, Aufstände bis hin zu Kolonialkriegen spielten eine wichtige Rolle, ebenso schleichende Prozesse wie die Ausbreitung von Seuchen und Epidemien, dem *official mind* in den europäischen Hauptstädten Grenzen in der Autorität über die Expansion aufzuzeigen, so einflussreich Polizei und Geheimdienste auch gewesen sein mögen.¹⁴⁰ Besonders dramatisch traten diese im 20. Jahrhundert zu Tage, etwa im Senegal der Zwischenkriegszeit, als die polizeiliche Aufsicht und Überwachung von städtischem Raum immer intensiver wurde, um möglichen anti-kolonialen Unruhen vorzubeugen.¹⁴¹ Für die Imperienkonzepte im 20. Jahrhundert war dies von ausschlaggebender, an die Zeitgeschichte anschlussfähiger Bedeutung.

V. Fazit

Folgende fünf grundsätzliche Aspekte einer Bestandsaufnahme des Verhältnisses zwischen Zeitgeschichte und vergleichender Imperien- und Kolonialgeschichte verbinden sich mit weiteren Perspektiven:

1. Die *New Imperial History* öffnet Gesichtsperspektiven methodologisch und inhaltlich jenseits des Nationalstaats und des Nationalismus. Expandiert die Forschung auch begrifflich so wie ihr Gegenstand, liegt ein Problem in einer analytischen Unschärfe dahingehend, dass in der Gegenwart allzu vieles als globales Phänomen erhalten muss, was historische Wurzeln in einer nachweisbaren Imperialität gehabt hat. Damit bewegt sie sich allerdings nicht nur jenseits des Nationalstaats und hat den Eurozentrismus überwunden, sondern sie relativiert auch die Bedeutung historisch gewachsener Herrschaftsräume unabhängig davon, wo diese sich im großen Herrschaftszusammenhang des Imperiums befunden haben und wie – ob politisch, ökonomisch, kulturell – sie konnotiert waren. Was aber die „zweite Sattelzeit“ zwischen 1870 und 1930 betrifft, so dominierten hier nach wie vor europäische Imperienkonzepte und besaß der homogenisierende Nationalstaat eine Korrekturfunktion in Form der Staatsangehörigkeit insbesondere vor dem Hintergrund multiethnischer Imperien¹⁴² wie zum Beispiel dem britischen,

¹⁴⁰ Vgl. Calder Walton, *Empire of Secrets. British Intelligence, the Cold War and the Twilight of Empire*, London 2013.

¹⁴¹ Vgl. Kathleen Keller, *Political Surveillance and Colonial Urban Rule. „Suspicious“ Politics and Urban Space in Dakar, Senegal, 1918–1939*, in: *French Historical Studies* 35 (2012), S. 727–749.

¹⁴² Vgl. Benno Gammerl, *Untertanen, Staatsbürger und Andere. Der Umgang mit ethnischer Heterogenität im Britischen Weltreich und im Habsburgerreich 1867–1918*, Göttingen 2010; Dominik Nagl, *Grenzfälle. Staatsangehörigkeit, Rassismus und nationale Identität unter deutscher Kolonialherrschaft*, Frankfurt a.M. 2007; Daniel Gorman, *Imperial Citi-*

dem habsburgischen und dem osmanischen sowie einer zunehmenden internationalen Konkurrenzsituation unter den Imperien bei gleichzeitiger Referenz auf gleiche althistorische Bezugsstellen.¹⁴³ Bei aller notwendigen Einschränkung der Bedeutung Europas – sicherlich auch mit Blick auf die japanische Kolonialgeschichte, die keineswegs lediglich eine Nachahmung der „westlichen“ gewesen sein wird – aber dürfen dessen wichtige Imperienkonzepte nicht unterschätzt werden. Denn häufig ist zwar die Frage gestellt worden, in welchem Verhältnis die wenigen Jahre des europäischen Hochimperialismus im „Wettlauf um Afrika“ zu der über 600 Jahre währenden Herrschaft des Osmanischen Reichs stehen. Doch erkenntnisleitender sollte die Frage lauten, wo das wirklich Europäische der europäischen Expansion sowohl historiografiegeschichtlich als auch systematisch zeitgeschichtlich zu verorten ist.

Exemplarisch bietet sich ein Raum mit dem zuletzt genannten trans-beziehungsweise inter-imperialen Zugriff (Burbank, Cooper) an. Ein fundierter theoretisch-methodischer Rahmen liegt hierfür und im Weiterdenken dieses Ansatzes jedoch noch nicht vor. Jenseits der direkten Herrschaftsräume der einzelnen Imperien ist nach den Überschneidungen zu fragen, in denen sich Konfrontation und Kooperation abbildeten. Eine Perspektivierung auf diese Räume zwischen den Imperien, in denen beispielsweise die für die Dekolonisationsgeschichte des 20. Jahrhunderts wichtigen, jedoch noch vielfach unerforschten transnationalen anti-imperialen Netzwerke gesponnen wurden, lässt schlussendlich zweierlei zu: Sie dezentralisiert die Geschichte der Imperien insofern, als sie vermeintliche „Peripherien“ neu justiert und diese damit re-zentriert, und sie richtet ihr Augenmerk auf nicht formal beherrschte Räume, wenn sich beispielsweise irische und indische anti-koloniale Bewegungen an der amerikanischen Westküste zusammenschlossen – um hier vom amerikanischen Geheimdienst und dem Colonial Office gemeinsam bekämpft zu werden.

2. Lassen sich währenddessen Imperien- und Globalgeschichte deutlich aufeinander ein, wofür es gute theoretische, methodische und inhaltliche Gründe gibt, so relativiert sich notwendigerweise die Bedeutung Europas in der chronologischen Langzeitperspektive bis zur Gegenwart, um die nicht-europäischen Erfahrungsräume zu berücksichtigen.¹⁴⁴ Das hat sicherlich den attraktiven Vorteil, nicht lediglich die westlichen und östlichen Imperien Europas miteinander in Bezug zu setzen, wohl aber beispielsweise den großen asiatischen Reichen Aufmerksamkeit zu schenken, als auch den weiteren Vorteil, sich von den auf etablierte Traditionen (unter anderem Carl Schmitt) zurückgehenden, weniger hilf-

zenship. *Empire and the Question of Belonging*, Manchester 2006, und Vito Francesco Gironda, *Die Politik der Staatsbürgerschaft. Italien und Deutschland im Vergleich 1800–1914*, Göttingen 2010.

¹⁴³ Vgl. Sebastian Huhnholz, *Krisenimperialität. Romreferenz im US-amerikanischen Empire-Diskurs*, Frankfurt a. M. 2014; Eva Marlene Hausteiner, *Greater than Rome. Neubestimmungen britischer Imperialität 1870–1914*, Frankfurt a. M. 2015, und Mark Bradley (Hrsg.), *Classics and Imperialism in the British Empire*, Oxford 2010.

¹⁴⁴ Vgl. Partha Chatterjee, *The Black Hole of Empire. History of a Global Practice of Power*, Princeton 2012.

reichen Differenzkonstruktionen zwischen kontinentalen und maritimen Reichen zu lösen.

Doch ein eingangs bereits erwähnter, bislang dafür bezahlter Preis ist die (teilweise) Vernachlässigung der kleineren Imperien wie Belgien und der in das 15. und 16. Jahrhundert zurückreichenden Reiche wie Portugal, Spanien und die Niederlande, deren Einverleibung durch aufstrebende Mächte wie die USA und Deutschland immer wieder auf der Agenda stand oder praktiziert wurde.¹⁴⁵ Wie lange und eindringlich die Nachwirkungen der „Kongo-Greuel“ Einfluss auf die Selbstbestimmung der belgischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts hatten, ist zuletzt ausführlich behandelt worden.¹⁴⁶ Außerdem spricht vieles dafür, zum Beispiel Portugals Dekolonisationsgeschichte deutlich imperienvergleichender aufzustellen und insofern daraus Nutzen zu ziehen, dass mit der spezifischen Frage nach anti-kolonialem Denken und Handeln epochenübergreifende Aspekte in 500 Jahren portugiesischer Kolonialgeschichte adressiert würden. Auf diesem Weg rückt die europäische Perspektive nicht auf einen hinteren Platz, sondern fügt sich in die Geschichte der Wechselbeziehungen ein, wenn sie – davon ausgehend, dass die europäische Welt grundsätzlich auch von den Kräften der nicht-europäischen Welt mitbestimmt wurde – von den „Rändern“, den „Peripherien“ aus, mithin den Außenansichten verstanden werden soll.

3. Tendieren historische Synthesen von Imperien leicht dazu, eine teleologische Entwicklung nachzuvollziehen, diese zu erklären und einem mehr oder weniger vorgegebenen chronologischen und geografischen Rahmen anzugehören, fehlen ihnen allerdings die empirischen Tiefenbohrungen wie auch zumeist die interimperialen Vergleichsfolien. Parameter, letzteres Defizit zu beheben, gibt es genügend, wenngleich der Versuch, Themen und Fragestellungen zueinander in Beziehung zu setzen, gewöhnlich dahin tendiert, das Britische Empire als den hauptsächlichen und als einen einzigartigen Referenzpunkt zu präferieren. Dies begründet sich mit dessen freilich nicht unumstrittenen Alleinstellungsmerkmal zwischen Amerikanischer Revolution und Zweitem Weltkrieg ebenso wie zum Beispiel mit der Tatsache, dass sich außer Großbritannien kein anderes Land vier herausragende Lehrstühle für die Geschichte des Imperialismus erlaubt (verteilt auf London, Oxford und Cambridge) und keines sich so früh, 1882 mit John Robert Seeleys Buch „The Expansion of England“, mit der theoretischen Grundlegung der imperialen Expansion beschäftigt hat. Schließlich ist der *imperial turn* vorrangig von den Britischen Inseln ausgegangen und hat sich den britischen Imperialismus zum hauptsächlichen Arbeitsfeld gemacht, und schließlich ist die Debatte über den Zustand der Empire-Forschung und das Britische Empire in keinem geschichtswissenschaftlichen Kontext so intensiv geführt worden wie seit dem historiografisch denkwürdigen Jahr 1984 im britischen auf der einen, im

¹⁴⁵ Vgl. Rolf Peter Tschapek, Bausteine eines zukünftigen deutschen Mittelafrika. Deutscher Imperialismus und die portugiesischen Kolonien, Stuttgart 2000.

¹⁴⁶ Vgl. Guy Vanthemsche, Belgium and the Congo, 1885–1980, Cambridge 2012.

US-amerikanischen auf der anderen Seite, angestoßen von David Fieldhouse (Cambridge) und Robin Winks (Yale).¹⁴⁷

4. Historikerinnen und Historiker, die sich an der *New Imperial History* orientieren, haben sich grundsätzlich inspirieren lassen, Kultur, Religion und Geschlechtergeschichte gegenüber traditionellen und von politikhistorischen und wirtschaftsgeschichtlichen Paradigmen bestimmten Themen stärker zu bewerten. Somit wird der Kolonialismus mit Nachdruck als ein kulturelles Projekt verstanden, das tief verwurzelte Vergangenheitsbezüge herstellt.¹⁴⁸ Gender spielt ohne Zweifel eine zentrale Rolle,¹⁴⁹ aber es müssen gleichermaßen die Geschichte von Wissensproduktion sowie von Religion und *race*, die ihrerseits soziale und kulturelle Hierarchien schufen, betont werden.¹⁵⁰ Die postkolonial inspirierte Geschlechtergeschichte profitiert insofern von den anglo-amerikanischen „critical whiteness studies“, als sie beispielsweise frauenrechtliche mit kolonialrassistischen Diskursen in Bezug setzt. Gleichwohl werden die Besucher der Londoner National Portrait Gallery das in seiner Popularität ungebrochen gebliebene viktorianische Gemälde von Thomas Jones Barker, „The Secret of England’s Greatness“ (1863), vor Augen haben, das das Überreichen einer Bibel durch Königin Viktoria an einen vor ihr knienden afrikanischen Prinzen in Windsor Castle zeigt: alle Aspekte – Geschlecht, Religion, *race* – sind präsent, doch der (auch bildlich) zentralste ist die Religion. Bei aller Bedeutung der Monarchie für das Empire und bei aller Präsenz des Rassismus im imperialen Alltag will Barkers Gemälde unterstreichen, dass das viktorianische Zeitalter ein auf einem zutiefst christlichen Selbstverständnis fußendes Weltreich schuf, dessen Überzeugung, göttlicher Vorsehung zu folgen, noch in das frühe 21. Jahrhundert reichte und christlich motivierte Politiker wie Tony Blair und George W. Bush nachdrücklich in ihrem weltpolitischen Denken und Handeln beeinflusst hat.

5. Es mag darin auch eine der eingangs erwähnten Ambivalenzen im Umgang mit der imperialen Vergangenheit begründet liegen, warum Museen wie das belgische in Tervuren zwar eine Kongo-Ausstellung erarbeiteten, hingegen das mit viel Aufwand in Bristol 2002 eröffnete Empire and Commonwealth Museum bereits im Herbst 2008 wieder geschlossen wurde. Damit kommt abschließend die Fragestellung dieses Aufsatzes nochmals zur Geltung, der zufolge die Imperien-geschichte mitsamt ihres Potenzials zu Kontroversen in weltgeschichtlichen The-

¹⁴⁷ Vgl. David Fieldhouse, Can Humpty-Dumpty Be Put Together Again? Imperial History in the 1980s, in: *The Journal of Imperial and Commonwealth History* 12 (1984), S. 9–23, und Robin W. Winks, Problem Child of British History. The British Empire-Commonwealth, in: Richard Schlatter (Hrsg.), *Recent Views on British History. Essays on Historical Writing Since 1966*, New Brunswick 1984, S. 451–492.

¹⁴⁸ Vgl. bei Astrid Swenson/Peter Mandler (Hrsg.), *From Plunder to Preservation. Britain and the Heritage of Empire, c. 1800–1940*, Oxford/New York 2013.

¹⁴⁹ Vgl. Angela Woollacott, *Gender and Empire*, Basingstoke 2006.

¹⁵⁰ Vgl. Tony Ballantyne/Antoinette Burton (Hrsg.), *Bodies in Contact. Rethinking Colonial Encounters in World History*, Durham 2005; Katharina Walgenbach, „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“. Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich, Frankfurt a. M. 2005, und Anette Dietrich, *Weiße Weiblichkeiten. Konstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*, Bielefeld 2007.

menbereichen wie Sklaverei, Migration und Dekolonisation viel deutlicher als bisher in der unmittelbaren Zeitgeschichte angekommen ist: Der „koloniale Bruch“ („La fracture coloniale“¹⁵¹) ist ein doppelter geworden, indem ein zeithistorisch informierter, imperialgeschichtlicher Revisionismus sich nach dem Postkolonialismus etablieren könnte. Paul Gilroy hat dieses Phänomen „post-koloniale Melancholie“ genannt, eine an Alexander und Margarete Mitscherlich angelehnte, aber schwierige These von der „Unfähigkeit zu trauern“ seitens der ehemaligen Kolonialmächte, die ihren Verlust nicht verarbeitet hätten, ihre Verantwortung für die imperiale Vergangenheit von Krieg, Eroberung und Rassismus nicht ausreichend übernehmen, aus diesem Grund nicht fähig und nicht bereit seien, zu trauern und folglich ihre „Melancholie“ beispielsweise auf Flüchtlinge und Migranten projizierten.¹⁵²

Sie wird damit über Salman Rushdies wichtige, aber noch unvollständige Beobachtung (am Beispiel des britischen Empire) weiter getragen, dass nämlich „das Problem der Engländer darin besteht, dass ihre Geschichte im Wesentlichen in Übersee stattgefunden hat und sie daher ihre Bedeutung nicht verstehen“.¹⁵³ Wenn es demgegenüber gelingt, diese intellektuellen Brüche produktiv zu gestalten, werden Zeitgeschichte und vergleichende Imperien- und Kolonialgeschichte in ihren unmittelbaren Bezügen zueinander attraktive Perspektiven der Forschung benennen können und direkt daran angelehnt weltgeschichtliche Periodisierungen in der Tat „von großem erkenntnisförderndem Wert sein“.¹⁵⁴

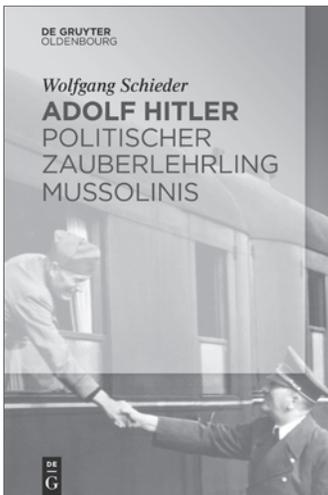
¹⁵¹ Vgl. Anm. 17.

¹⁵² Vgl. Alexander Mitscherlich/Margarete Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*, München 1967, und Paul Gilroy, *Postcolonial Melancholia*, New York 2005.

¹⁵³ Salman Rushdie, *The Satanic Verses*, London 1988, S. 377.

¹⁵⁴ Ernst Schulin, *Universalgeschichtsschreibung im zwanzigsten Jahrhundert*, in: Ders., *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken*, Göttingen 1979, S. 163–202, hier S. 192.

NEUE SICHT AUF ENTSTEHUNG UND UNTERGANG DES „DRITTEN REICHS“



Wolfgang Schieder
**ADOLF HITLER - POLITISCHER
ZAUBERLEHRLING MUSSOLINIS**

2017, VIII, 228 S.

Broschur € 24,95 [D]

ISBN 978-3-11-052646-2

eBook € 24,95 [D]

PDF ISBN 978-3-11-052975-3

ePUB ISBN 978-3-11-052708-7

Print + eBook € 39,95 [D]

ISBN 978-3-11-052976-0

Hitlers Weg an die Macht ist oft beschrieben worden. Kaum beachtet wurde jedoch bisher, dass er sich dabei in starkem Maße an Mussolini orientierte. Der faschistische Diktator war sein großes Vorbild. Auf ihn ließ er auch nichts kommen, als er selbst an die Macht gekommen und der „Duce“ von ihm abhängig geworden war. Die beiden Diktatoren verband eine politische Freundschaft, die bis zu ihrem Tode anhielt. Ursachen, Verlauf und Ausdrucksformen dieser ‚Männerfreundschaft‘ sind Gegenstand dieses Buches, das die deutsche Zeitgeschichte ebenso befruchten wird, wie die italienische.

Wolfgang Schieder ist em. Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität zu Köln.